This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD192
A1D68

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Die Forſters

und

die Humboldts.

Die Forſters

und

die Humboldts.

Zwei Paar bunter Lebensläufe

zur allgemeinen deutſchen Biographie beigetragen

von

Alfred Dove.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.

Die Forſters

und

die Humboldts.

Die Forſters

und

die Humboldts.

Zwei Paar bunter Lebensläufe

zur allgemeinen deutſchen Biographie beigetragen

von

Alfred Dove.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1881.

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

Sie wollen, lieber Freund, die Forsters und die Humboldts aus Ihrer „Allgemeinen Deutschen Biographie“ besonders herausgeben? Was hätte ich dabei viel zu erlauben? Wer die Freude hat Sie zu kennen, eignet Ihnen so wie so im stillen zu, was er für Ihren Verlag schreibt. Möchten nur diese kleinen Artikel die Augen der Leser minder auf sich, als auf das nationale Gesammtunternehmen lenken, für das sie ursprünglich verfaßt wurden. Sonderbar, wenn man herumhört, wie spärlich noch die „Allgemeine Deutsche Biographie“ verbreitet ist! Vielleicht glaubt unser Publicum ein Werk, in welchem kein unnützes Wort vorkommt, als passende Lectüre auf den jüngsten Tag versparen zu müssen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Breslau, 4. April 1881. **Alfred Dove.**

Herrn Carl Geibel jun.
(Duncker & Humblot).

Inhalt.

Seite

Johann Reinhold Forſter 3
Johann George Adam Forſter 17
Wilhelm von Humboldt 39
Alexander von Humboldt 82

Johann Reinhold Forſter.

1729—1798.

Johann George Adam Forſter.

1754—1794.

Johann Reinhold Forſter.

1729—1798.

Johann George Adam Forſter.

1754—1794.

Johann Reinhold Forſter.

Johann Reinhold Forſter, reiſender Naturforſcher, vergleichender Geograph; geboren am 22. Octbr. 1729 in Dirſchau, † in Halle am 9. Decbr. 1798. Das Geſchlecht, dem F. entſtammt, iſt ſchottiſchen Urſprungs. Unter den zahlreichen Schotten, die in den dreißiger und vierziger Jahren des 17. Jahrh. ins polniſche Preußen einwanderten, erſcheint auch ein George F., ſpäteſtens ſeit 1642 als Kaufmann in Neuenburg an der Weichſel angeſeſſen. Deſſen Sohn Adam ſiedelte nach Dirſchau über, wo er bis zum Bürgermeiſter emporſtieg, und daſſelbe Amt haben nach ihm Sohn und Enkel bekleidet, die gelehrten Schöppen und Rathsherren George und George Reinhold F., welche beide deutſche Frauen heimführten. Der Ehe des letzteren mit einer Tochter des Bürgermeiſters Johann Wolff iſt unſer F. entſprungen. — Schon 1735, im ſechsten Lebensjahre des Knaben, ward der Vater durch eine Lähmung für Amt und Erziehung untauglich und F. wuchs in freier Selbſtbildung heran, zum Theil auf den ausgedehnten Gütern eines Oheims, des polniſchen Gardehauptmanns Wolff, in der Dirſchauer Staroſtei, wo er in früher Uebung landwirthſchaftliche Kenntniß und reale Naturanſchauung gewann. Erſt 1743 kam er in die Schule nach Marienwerder, 1745—48 empfing er ſodann im Joachims-

thalischen Gymnasium zu Berlin den höheren wissenschaftlichen Unterricht. Hier warf er sich mit Eifer und Talent auf das Studium der Sprachen; außer den classischen eignet er sich im Umgang mit ausländischen Mitschülern die wichtigsten neueren an, aber auch Koptisch treibt er schon damals nebenher unter Leitung des Hofpredigers Scholze. Und nicht minder begierig strebt er zugleich nach vielseitigem Wissen auf den Gebieten der Geschichte, der Alterthümer und der damals sogenannten Philosophie. Von Naturkunde ist dagegen kaum die Rede, sodaß die Absicht, Medicin zu studiren, wohl nur den Wunsch bezeichnet, in unabhängiger Lebensstellung der polyhistorischen Neigung ferner nachzuhängen. Da jedoch der Vater die im Hause hergebrachte juristische Laufbahn als sicherer vorzog, so schloß man am Ende ein Compromiß auf Theologie, und unter diesem Namen studirte F. 1748—51 zu Halle hauptsächlich Sprachen, mit Vorliebe die orientalischen. Immerhin erwarb er dabei, besonders aus französischer und englischer Lectüre, soviel theologische Gewandtheit, daß er als junger Candidat 1751—53 bei den Reformirten in Danzig durch seine Predigten Aufsehen erregte. Doch nahm er, da der Vater ihn noch versorgt zu sehen verlangte, kurz vor dessen Tod im Herbst 1753 eine Patronatspfarre auf dem Lande an, zu Nassenhuben an der Mottlau, eine Meile südöstlich von Danzig.

Elf und ein halbes Jahr hat F., mit steigender Ungeduld, in dieser Stellung ausgeharrt. Seinem geistlichen Berufe genügte er als einer äußeren Pflicht; stets in der letzten Nacht erst kam die Predigt zu Stande, deren orthodoxe Haltung altmodisch erscheinen mochte. Weitmehr nahmen ihn auch jetzt noch linguistische und historische Studien in Anspruch; er umgab sich mit einer ansehnlichen Sammlung zum Theil seltener Lieblingsbücher. Die bedeutsamste Wendung aber er-

hielt sein wissenschaftliches Streben sonderbar genug durch den eigenen Sohn. F. hatte sich Anfang 1754 mit einer Cousine aus Marienwerder, Justina Elisabeth Nicolai, vermählt, die in vierundvierzigjähriger Ehe voller Leiden und Entbehrungen an der Seite des überaus schwer zu behandelnden Gatten den Ruhm einer in jeder häuslichen Beziehung musterhaften Frau verdiente. Der erste Knabe nun, der aus dieser Verbindung hervorging, der vielgenannte Georg, entfaltete bereits in den frühesten Jahren die lebhafteste Wißbegierde und zwang so den Vater, das bisher verabsäumte Studium der Naturgeschichte nachzuholen. Mit gewohnter Energie machte sich F. alsbald Linné's Lehre zu eigen und durchstreifte mit dem Sohne botanisirend und jagend Feld und Wald der fruchtbaren Landschaft. Mehr und mehr ließ er dabei freilich Amt und Würde aus den Augen und sank äußerlich zum guten Kameraden seiner Bauern herab, deren er sich mit derbem Freimuth gegen die Gutsherrschaft wie — in den letzten Wintern des siebenjährigen Kriegs — gegen die russische Einquartierung annahm. In den Streitigkeiten, die ihm hieraus vielfach erwuchsen, enthüllte sich zuerst die Reizbarkeit seines Gemüths, die rücksichtslose Heftigkeit des Gebahrens, welche ihm in allen späteren Tagen und Lagen Unruhe und Feindschaft bereitet hat, und zugleich trat leider eine andere glückzerstörende Eigenheit grell hervor, der völlige Mangel an haushälterischem Sinn. Zeitlebens ist ihm aller Geldbesitz eine Last, die er je eher je lieber loszuwerden eilt. Seine Pfarre trug nur 200 Thaler ein; die Bedürfnisse der rasch anwachsenden Familie — auf Georg folgten von 1756—65 noch zwei Söhne und vier Töchter —, und mehr noch die gelehrten Liebhabereien verschlangen bald das von Vater und Oheim ererbte Vermögen, Stadthaus und Landgüter. Als dann Schulden aufliefen, half die Danziger reformirte Gemeinde mehrmals freiwillig aus, doch zerschlug sich anderer-

seits eben hierdurch die Aussicht auf eine Anstellung in der Stadt selbst. Kein Wunder, daß F. gern die erste Hand ergriff, die sich darbot, ihn einer geistig unbefriedigenden und materiell so drückenden Lage zu entreißen.

Auf den Vorschlag des russischen Residenten in Danzig, Obersten v. Rehbinder, ging er im März 1765 mit einjährigem Urlaub, begleitet von seinem Knaben Georg, nach Petersburg, von wo ihn Graf Orloff zur Untersuchung des Colonialwesens nach Saratow und Umgegend entsandte. Vom Mai bis zum October erforschte der vielseitige Mann die gesammten physischen Verhältnisse der fremden Ansiedelungen an der unteren Wolga, sowie die ökonomischen, socialen und politischen Zustände der Colonisten; überdies fand er Zeit zu allerhand historisch-geographischen Ermittelungen und zur Sammlung mongolischer Münzen und Antiquitäten. Nach Petersburg zurückgekehrt, erhielt F. auf seine Berichte hin den Auftrag, eine Art Gesetzbuch über Grundeigenthum und Ackerpolizei für die Colonien zu entwerfen. Seine Arbeit ward von der Regierung gebilligt, aber durch die Ränke des Woiwoden von Saratow sah er sich um die verhoffte Anstellung bei der leitenden Colonialbehörde betrogen und selbst auf Geldbelohnung wartete er umsonst von Monat zu Monat. Eine akademische Beschäftigung reizte ihn damals nicht, sonst wäre vielleicht ihm der Ruhm der naturwissenschaftlichen Aufdeckung des russischen Reiches zutheil geworden, den nun der jüngere Landsmann Pallas ernten sollte. Indessen war, nachdem man ihn daheim vergebens erwartet und gemahnt, seine Pfarre neu besetzt worden, weshalb er zur Erhaltung seiner Familie in Danzig seine Bibliothek losschlagen mußte. Er selber bestieg endlich im Juni 1766 enttäuscht mit dem Sohn ein englisches Schiff, um in der britischen Heimath seiner Ahnen ein besseres Glück zu versuchen. — Und in der That gelang es ihm dort

Fuß zu fassen; die Ergebnisse der russischen Reisestudien gewannen, geschickt benutzt, die ersten Mittel und Verbindungen in London. Einem Posten in den nordamerikanischen Colonien zog F. die Berufung zum Nachfolger Priestley's an der Dissenterakademie zu Warrington in Lancashire vor, wo er im Juli 1767 als Lehrer der französischen und deutschen Sprache und der Naturgeschichte seine Thätigkeit begann. Auf der Hinreise genügten ihm wenige Tage in Oxford, um neben fleißigem Besuch des botanischen Gartens auch die parische Marmorchronik nochmals genau zu vergleichen. In Warrington versammelte F. seine Familie wieder um sich, aber schon ein Jahr später gab er die Stelle an jener Akademie auf, da man an seinen Sprachlectionen Geschmack vermißt hatte, auch persönliche Reibungen nicht ausgeblieben waren. Er ging zunächst an die hochkirchliche Schule des Orts über, ertheilte auch in der Umgegend Sprachunterricht, ja auf Verlangen sogar kriegswissenschaftliche Privatstunden, bis ihn im Herbst 1770 die Einladung Sir Alex. Dalrymple's, unter ihm bei der indischen Compagnie Dienste zu nehmen, mit seinem Georg wieder nach London lockte. Aber Dalrymple verlor sein Gouvernement und F. verbrachte, abermals getäuscht, noch anderthalb Jahre in ziemlich dürftigen Verhältnissen in der Hauptstadt, mit litterarischer Notharbeit beschäftigt, die ihn doch in gelehrten Kreisen nicht unvortheilhaft bekannt machte. Excursionen, Museen und Lectüre hatten ihn auf englischem Boden in den naturbeschreibenden Fächern entschieden gefördert, und so ward es ihm leicht, außer mannichfachen Noten zu den von Georg übersetzten Reisebeschreibungen auch selbständig leine Schriften zur Zoologie, Botanik und Mineralogie zu verfassen. Andere Tractate dienten der Geographie und in einem lateinischen Werk über den Byssus der Alten konnte er in griechischen und orientalischen Citaten seine sprachliche und antiquarische Kunde

mit Behagen ausbreiten. Ehe aber dies Buch noch zum Druck gelangte, — es erschien erst nach der Weltreise 1776 —, trat an F. das größte Geschick seines Lebens auffordernd heran.

Sir Josef Banks, der Cook auf dessen erster Entdeckungsfahrt als Naturforscher begleitet, gab gekränkt unmittelbar vor der zweiten Reise die gleiche Absicht auf, und Lord Sandwich forderte statt seiner F. auf, der sich sofort mit seinem Georg zur Theilnahme bereit erklärte. In vierzehn Tagen waren alle Zurüstungen getroffen, — hierzu und zum Unterhalt der zurückbleibenden Familie reichten die bewilligten 4000 Pfund eben hin —, und am 26. Juni 1772 verließen Vater und Sohn London, um am 13. Juli auf Cook's Hauptschiff, der Sloop Resolution, in Plymouth die Anker zu lichten. Erst am 30. Juli 1775, nach mehr als dreijähriger Abwesenheit, betraten sie zu Spithead wieder europäischen Boden. So gewiß nun F. unter allen Genossen dieser großartigsten und wichtigsten Weltreise Cook's, der ersten Erdumsegelung in östlicher Richtung und zugleich der ersten südlichen Polarfahrt, persönlich und geistig neben dem Capitän selbst die bedeutendste Gestalt gewesen, wie er denn auf Tahiti schlechthin für Cook's Bruder galt, ebenso sicher gebührt ihm an dem nautischen und eigentlich geographischen Verdienste der kühnen Unternehmungen des Entdeckers durchaus kein Antheil. Ja auch für die besondere Aufgabe des naturwissenschaftlichen Begleiters nach damaliger Ansicht, für botanische und zoologische Forschung war der überwiegend oceanische Verlauf der Fahrt in hohem Grade ungünstig; kaum ein Fünftel der Zeit, wenig über zweihundert Tage, verbrachten die Reisenden am Lande, dazu in einer an Thier- und Gewächsarten verhältnißmäßig armen Inselwelt, die überdies großentheils schon von Banks und Solander auf Cook's erster Expedition berührt worden war. Wenn also der greise Linné, dessen Freundschaft F.

vordem durch selbstlose wissenschaftliche Mittheilungen gewonnen, die Rückkehr des eifrigen und geschickten Beobachters und Sammlers mit der Verheißung unsterblichen Ruhmes begrüßte, so beruht doch dessen dauerndes Andenken in der That nicht sowol auf dem, was er als Erforscher der Flora und Fauna der Südsee-Eilande geleistet, als vielmehr auf der Summe seiner Thätigkeit während der Reise überhaupt, wie auf der physikalisch-geographischen Gesammtanschauung, die er dadurch für sich und andere erwarb. F. selbst, weit entfernt, den Zweck seiner Sendung vornehmlich in „das Trocknen von Unkraut und den Fang von Schmetterlingen" zu setzen, strebte von vornherein als „Schiffsphilosoph', wie man es in England treffend ausdrückte, nach geradezu universeller Wahrnehmung und darüber hinaus durch Vergleichung und Ordnung des Wahrgenommenen nach einem System der Erkenntniß der Erdnatur, in welches er ganz in modernem Sinne die Völkerkunde als Anthropologie mit einbegriff. Als den Schöpfer der physikalischen Geographie dürfte man ihn freilich nicht bezeichnen, den Aufriß dieser Disciplin entnahm er vielmehr dem einige Jahre früher erschienenen grundlegenden Buche des schwedischen Chemikers Torbern Bergmann, wie er die Technik der Einzelbeobachtung Linné, das Vorbild geistreicher Anschauung Buffon verdankte. Von solchen Anregungen bestimmt, vermochte nun aber F., gestützt auf eine unendlich vielseitige, wenn auch nirgend tiefe Bildung, mit der rastlosen Lebendigkeit seines klaren Kopfes, getragen von einer vollkommenen körperlichen Organisation, die reichste Fülle rasch wechselnder Reiseeindrücke in sich aufzunehmen und in jenem Sinn einer physischen Erdbeschreibung wissenschaftlich zu verarbeiten. Nicht die einzelnen Ergebnisse, die er so gewann, sind dabei das merkwürdigste, wie wenn er die damals streitige Gefrierbarkeit des Seewassers siegreich gegen Cook be-

hauptete oder zuerst versuchte, die Temperatur größerer Meerestiefen zu erkunden, wenn er die geringere Gesammtwärme der südlichen Erdhälfte von ihrer größeren Wasserbedeckung ableitete oder die südliche Zuspitzung der Continente von einer hypothetischen Fluth der Vorzeit, wenn er aus den Riffbauten der Korallen auf Hebung oder Senkung des Meeresbodens schloß, wenn er auf die Regeln der Vertheilung der Organismen über die Inseln hindeutete oder auf die Sprach- und Stammverwandtschaft ihrer menschlichen Bewohner, über deren Sitten er mit der humanen Vorliebe des Zeitalters umständlich „philosophirte". Bedeutender als alle solche, mehr oder minder richtige Gedanken ist, wie gesagt, die Gesammttendenz, die sich in ihnen ausspricht, durch vergleichende Betrachtung zu einer umfassenden, einheitlichen Ansicht der physikalischen Beschaffenheit der Erde vorzudringen. Mit eben dieser Tendenz aber erfüllte F. zugleich den treuen Gehülfen bei seiner Wanderforschung, seinen Sohn Georg, von dem hinwiederum der junge Alexander v. Humboldt später den entscheidenden Anstoß empfing, um in der nämlichen Richtung, soweit möglich, zum Ziele zu gelangen. Wenn daher Humboldt im Kosmos durch Georg anstatt durch Reinhold F. „eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen beginnen läßt, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde ist", so hat ihn dazu wol persönliche Dankbarkeit gegen seinen „berühmten Lehrer und Freund" verleitet; immerhin aber mußten Schicksal und Benehmen Reinhold Forster's nach der Heimkehr von der großen Fahrt eine derartige Verhüllung des wahren Verhaltes selbst befördern.

Die Jahre der Weltreise bilden den schnell überstiegenen Gipfel in Forster's Leben. In England anfangs bei Hof und in Gesellschaft wohl empfangen, von den gelehrten Kreisen des In- und Auslandes mit Ehren gefeiert, muß er doch vor

allem danach ſtreben, den geiſtigen Ertrag der Wanderſchaft äußerlich zu verwerthen, und hierin ſieht er ſich aufs neue bitter getäuſcht. Nachdem er kaum vier Monat nach der Landung mit dem Sohne zuſammen die „Characteres generum“ der unterwegs entdeckten Pflanzen in übereilter und deshalb ungenügender Ausgabe auf den Markt geworfen, macht er ſich an die Reiſebeſchreibung ſelbſt, die ihm von der Admiralität zuerſt mündlich allein aufgetragen, im April 1776 contractlich mit Cook gemeinſam überlaſſen ward. Sofort jedoch bricht ein Conflict aus, an dem die Unzuverläſſigkeit und vielleicht die nationale Engherzigkeit der britiſchen Miniſter mindeſtens ebenſoviel Schuld tragen, wie Forſter's unkluger Starrſinn und rückſichtsloſe Leidenſchaftlichkeit. Man verbietet ihm zunächſt jede eigentliche Erzählung, ſtatt deren er nur philoſophiſche Bemerkungen zu liefern habe, und entzieht ihm endlich gar die verſprochene Hälfte des Gewinns aus den koſtbaren, für das Geſammtwerk beſtimmten Kupfern. Dem erſten Streich wußte nun F. zu begegnen, indem er ſeinen Sohn für ſich auftreten ließ; die im März 1777 publicirte engliſche Reiſeſchilderung [„A voyage round the world“ etc.] iſt litterariſch und ſtiliſtiſch allerdings die Arbeit Georg Forſter's, der thatſächliche Gehalt aber gehört nichtsdeſtoweniger Reinhold F. an, deſſen höchſt ausführliche Tagebücher der Sohn mit emſiger Haſt — denn es galt Cook's Agenten zuvorzukommen — umſchrieben und hie und da mit jugendlich empfindſamen Reflexionen ausgeſtattet hat. Ein Jahr darauf trat Reinhold ſelber mit ſeinen „Observations on physical geography, natural history and ethic philosophy“ hervor, in denen er nach Bergmann's Schema einen Ueberblick über die erdphyſikaliſchen Reſultate ſeiner Fahrt gibt; auch dieſe gedankenreiche Schrift gewährt jedoch, entſtanden wie ſie iſt unterm Drucke der Noth und der Verbitterung, keineswegs

einen völlig deckenden Ausdruck der oben skizzirten Bedeutung Forster's für die Geschichte der Geographie und des Reisewesens. Zur beabsichtigten Publication der speciellen Beschreibung der neuen Thiere und Gewächse fanden beide F. unter den damaligen traurigen Umständen vollends keine Möglichkeit; nur Bruchstücke des phytologischen Materials hat Georg hernach gelegentlich bearbeitet, die zoologischen Entdeckungen Reinhold's sind erst 1844 vonseiten der Berliner Akademie veröffentlicht worden. — Mittlerweile, während der Weltruf des Gelehrten wuchs, war Forster's bürgerliches und sittliches Dasein dem Untergange nahe. Hatte er noch im Herbst 1776 in vergeblicher Hoffnung auf litterarische Anknüpfung einen Ausflug nach Paris unternehmen können, so ward er seit Anfang 1777 durch seine Gläubiger in London, seit Herbst 1778 in Paddington Green bei London, festgehalten. Im Trotz auf sein Recht bald jähzornig aufbrausend, bald gleichgültig dahinlebend sah er sich und seine tiefleidende Familie dem äußersten Elend verfallen; aber obwol die Töchter in ihrer Dürftigkeit nicht auszugehen wagen, kauft er dem alten Hange fröhnend mit geliehenem Gelde Bücher, die ihm doch alsbald mit der übrigen Habe wieder abgepfändet werden. Indem er seine Forderung an Lord Sandwich auf 20—30000 Thaler berechnet, steigt seine eigene Schuld von Tag zu Tag bis über tausend Pfund. Daß er selber im Schuldthurm gesessen, läßt sich den Behauptungen von Zeitgenossen gegenüber kaum von der Hand weisen und wird durch die gewundene Ableugnung des Sohnes (bei Strieder Bd. IV.) eher bestätigt, doch kann ihn, ungedruckten Briefen zufolge, höchstens vorübergehend, im J. 1779 etwa, dies schlimmste Loos getroffen haben; im allgemeinen befand er sich unterm Schutze des preußischen Gesandten persönlich in Sicherheit. Von Preußen verhoffte er denn auch vornehm-

lich seine Erlösung, doch verzögerte der baierische Erbfolgekrieg den Erfolg seiner Bemühungen, und erst die mündlichen Unterhandlungen, die Georg im Februar 1779 mit dem Minister v. Zedlitz pflog, führten zu der rettenden Berufung nach Halle. Daß Reinhold F. dennoch erst im Juli 1780 dort eintraf, lag an der Schwierigkeit einer Ausgleichung seiner Bedürfnisse mit den knappen Mitteln des preußischen Staates; ja der Loskauf von den Londoner Verbindlichkeiten gelang nur durch eine Sammlung von Spenden, zu denen sich die kleineren Fürsten Deutschlands, vor allen der Herzog von Braunschweig und durch diesen die Brüder der deutschen Logen in nationaler Theilnahme bereit fanden; grollend, da er nicht Almosen suche, sondern das Seine, nahm F. die befreiende Gabe an.

Die Professur der Eloquenz und des Griechischen, die man ihm erst zugedacht, hatte F. entschieden ausgeschlagen, jetzt trat er die der Naturgeschichte und Mineralogie an, ward als solcher Doctor der Philosophie, Geheimrath und als zeitweiliger Aufseher des botanischen Gartens auch in die medicinische Facultät aufgenommen. Mehr als achtzehn Jahre, bis an seinen Tod, blieb er so eins der berühmtesten Mitglieder der Hallischen Universität und doch keins ihrer nützlichsten. An Eifer zwar ließ er es in der akademischen Lehrthätigkeit durchaus nicht fehlen; außer den mannichfachen Zweigen der Naturbeschreibung las er auch über Cameralia, z. B. über Landwirthschaft, ja selbst über Universalgeschichte und als Specialität über Reisekunst. Aber bei aller Fülle des Wissens gebrach es ihm an methodischem Ernst und zudem sogar seinen Zuhörern gegenüber an Selbstbeherrschung; bald klagt er, daß nur seine Publica besucht seien. Noch mehr jedoch ließ er collegialische Haltung vermissen; Eigensinn und Hitze, die alten Untugenden, die er so wohl an sich kannte, überwand er auch hier nicht; dazu kam selbstbewußte, schonungslos witzige

und indiscrete Kritik manches ihm geistig nicht ebenbürtigen Amtsgenossen, in späteren Jahren auch gerechter Unwille seiner echt religiösen Seele über die kirchlichen Streber der Tage Wöllner's; endlich die ewige Geldnoth, die ihn zum unbequemen Freunde machte, wie er denn darüber selbst mit den Freimaurern in Halle zerfiel, an deren Spitze er eine Zeit lang gestanden. Umsonst brachte er, sanguinisch wie immer, wenn er nicht cholerisch war, beim Zaren Paul oder bei dem neuen britischen Ministerium seine alten Verdienste und Ausstände in Erinnerung. — Auch seine litterarische Thätigkeit ward bis ans Ende zumeist durch seine wirthschaftlichen Verlegenheiten bestimmt, so daß er selbst bis zur Anfertigung naturhistorischer Kinderschriften hinabstieg. Den breitesten Raum erfüllen zahlreiche Uebersetzungen und Bearbeitungen namentlich geographischer Neuigkeiten, wobei sein Schwiegersohn, der Historiker Matth. Chr. Sprengel, ihm fleißig an die Hand ging; niemand wird bestreiten, daß auch diese unselbständigen Arbeiten, wie insbesondere die „Beiträge zur Völker- und Länderkunde" (seit 1781) und das „Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen" (seit 1790) den continental beschränkten Gesichtskreis des deutschen Publicums jener Jahre durch verhältnißmäßig gediegene Belehrung beträchtlich erweiterten. Höheren Rang nimmt natürlich Forster's 1784 erschienene „Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden" ein, die, auch als historischer Versuch betrachtet, zu den besseren Leistungen der Zeit gehört. Unter den übrigen Schriften eigenthümlichen Inhalts seien erwähnt die chemisch-technologischen über Lohgerberei, Mörtelbereitung ꝛc. und die „Beobachtungen und Wahrheiten . . . zur künftigen Entwerfung einer Theorie der Erde" vom J. 1798, Forster's letztes Werk, worin er noch einmal seine alte Fluthhypothese vorträgt, nun in Verbindung mit den damals modernen geologischen Ideen. Ungleich interessanter

bleibt indeß das „Tableau d'Angleterre p. l'a. 1780", das F. anonym 1783 herausgab, um sich an den „großen Böse-wichtern in England" zu rächen, was er um so lieber that, da man ja drüben Deutschland und König Friedrich ungestraft verleumde. Das Büchlein, das die erwartete Aufmerksamkeit des Berliner Hofes doch nicht erregte, bietet, von seinen persönlichen Anzüglichkeiten abgesehen, eine wohlgelungene politisch-statistische Schilderung. — So in nicht unersprießlicher, aber ungemüthlicher Brotarbeit erreichte F. das Ziel seiner Tage; auch die peinliche Krankheit, der er erlag, eine Verknöcherung der Aorta, schob er jenem widerwärtigen Sitz- und Schreibzwange zu. Recht wohl war ihm nur inmitten seiner reichen, trefflich geordneten Sammlungen und der neu beschafften merkwürdigen Bücher und Karten, oder im Verkehr mit den wenigen Freunden, welche die Geduld besaßen, durch die stachlichte Schale seines Temperaments bis zum gutmüthigen, geistreichen und stets originellen Kerne seiner Natur vorzudringen. Von dem innigsten Gefährten seiner besten Jahre, von seinem Georg, der soviel für ihn gethan und durch ihn gelitten, war er zuletzt, überwiegend durch eigene Schuld, völlig geschieden; zu spät beklagte er dessen tragischen Hingang. Seine mannichfaltigen Gaben, unter denen nur leider die der Mäßigung, seine umfassenden Kenntnisse, unter denen allein die Menschenkenntniß fehlte, bewunderte auch an dem Greise noch jedermann; selbst Fr. Aug. Wolf zog ihn wol über Fragen des Alterthums zu Rathe; Friedrich der Große, dem er 1780 persönlich vorgestellt worden, vergalt ihm begeisterte Verehrung mit wohlwollender Schätzung. Gerade im Gespräch mag bisweilen die Summe seines Wesens deutlich erschienen sein, das weder in seine Schriften noch gar in seine Aemter ganz einging; am meisten gesammelt trat es ohne Zweifel auf dem Schiffe Cook's und den Inseln des Südmeeres in lebendigem Anschauen und

Forſchen ans Licht. Wieviel er durch Anregung oder nach ſeiner Weiſe durch Aufregung gelegentlich gewirkt, iſt unmöglich zu ermeſſen, doch darf man ſagen, daß er auch hierdurch wie überhaupt die Epoche Humboldt's und ſomit Ritter's und ſeiner Nachfolger, das Zeitalter der vergleichenden Erdkunde für Deutſchland hat heraufführen helfen.

Eigene Notizen R. Forſter's in Jakob's Annal. d. Philoſ., philoſ. Anzeiger St. 2 u. St. 16, Halle 1795. — Ungedruckte Briefe an Buchhändler Spener in Berlin v. 1775—98, im Beſitz des H. Jul. Löwenberg in Leipzig. — Neue Schriften der Geſellſch. naturf. Freunde zu Berlin II. 414, Berlin 1799. — N. teutſcher Merkur, 1799 I. 33, 234; II. 8; 1805 II. 261. — Daraus: Schlichtegroll, Nekrolog auf 1798 I. 210. — F. Strehlke, Aus der Umgegend von Danzig; Programm der Petriſchule zu D., 1862 u. 63. — Schriften bei Meuſel III. — Vgl. Art. von Eckſtein bei Erſch u. Gruber.

Johann George Adam Forſter.

Johann George Adam Forſter, hervorragender Proſaſchriftſteller, namhafteſter Parteigänger der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland, geboren am 27. November 1754 zu Naſſenhuben bei Danzig (ſtreng genommen im Dörfchen Hochzeit, auf deſſen Grund das Naſſenhubener Pfarrhaus ſtand), † in Paris am 10. Januar 1794. Georg, eigentlich George F., der älteſte Sohn Johann Reinhold Forſter's, verbrachte über die Hälfte ſeines kurzen Lebens in ſo enger Gemeinſchaft mit dem Vater, daß durch deſſen Weſen und Schickſal ſeine eigene Entwicklung und Haltung faſt durchaus verhängnißvoll beſtimmt ward. Die erſten zehn Jahre der Kindheit verliefen ihm, frühe Kränklichkeit abgerechnet, verhältnißmäßig friedlich und glücklich im beſcheidenen Pfarrhaus und deſſen ländlicher Umgebung. Da er zeitig ernſt, geiſtig ungemein regſam und höchſt lernbegierig erſchien, ſo war es dem vielſeitigen Vater die größte Freude, ihn ſelber zu unterrichten; außer den Anfängen des Latein und Franzöſiſchen und der religiöſen Lehre ward, und zwar von Georg, der den Vater erſt dazu fortriß, mit erklärlicher Vorliebe, Naturgeſchichte, beſonders Kräuterkunde theoretiſch und praktiſch betrieben; zumeiſt in fröhlichem Umherſchweifen, wodurch gewiß der Blick des Knaben früh geweckt, aber auch ſchon damals der Keim der Unſtetigkeit in

seine Seele gelegt ward. Während der russischen Reise, mit der für beide F. das gemeinsame Wanderleben beginnt, diente dann, im Sommer 1765, Linné's System dem zehnjährigen Georg als beständiges Handbuch; manche Stunde, wenn der Vater ausruhte, ist er in der Wolgasteppe auf eigene Faust botanisiren gegangen. Von Saratow nach Petersburg zurückgekehrt, ließ sich Reinhold F. doch bewegen, den Sohn in die von Büsching eingerichtete Petrischule zu schicken, wo er dreiviertel Jahr lang sich mit geschwindem Talent in den Sprachen, darunter auch der russischen, fortbildete und von den verschiedenen Realfächern vorzüglich für die Statistik eigenthümliche Theilnahme bewies. Leider ward dieser methodische Unterricht schon im Sommer 1766 durch die Uebersiedlung nach England jäh unterbrochen; ja der kaum zwölfjährige Georg mußte hier alsbald sogar an die Erwerbsarbeit mit Hand anlegen, indem er Lomonossow's russische Chronologie ins Englische übertrug, das er sich schon unterwegs an Bord angeeignet. Dann that ihn Reinhold zu einem Londoner Kaufmann in die Lehre, wo er seiner Sprachkenntnisse wegen geschätzt, aber auch mit aufreibender Beschäftigung so überhäuft ward, daß er in schwere Krankheit verfiel; nach mühsamer Heilung zog ihn deshalb der Vater bereits im Herbst 1767 zu sich nach Warrington in Lancashire, wo sich der Knabe zugleich endlich wieder mit Mutter und Geschwistern vereint fand. In Warrington genoß Georg F. abermals nicht ganz ein Jahr lang mannichfacher Unterweisung auf der Dissenterakademie, sah sich indeß, als Reinhold seine Stellung an dieser Anstalt aufgab, zu neuen Gehülfendiensten beim Sprachunterricht, wie bei der litterarischen Thätigkeit des Vaters genöthigt; besonders nachdem beide im Herbst 1770, der trügerischen Aussicht auf eine ostindische Reise folgend, in die englische Hauptstadt zurückgezogen waren. So ist wenigstens

die Ueberſetzung der fremden Reiſebeſchreibungen, welche Reinhold F. hier 1770—71 mit gelehrten Anmerkungen verſehen herausgab, das Werk des ſechzehnjährigen Sohnes. In der gleichen Rolle des treuen Gehülfen, die ihm auch bei den mancherlei vorbereitenden naturforſchenden Studien und Excurſionen auf britiſchem Boden zugefallen war, hat dann Georg F. vom Juli 1772—75 auf der dreijährigen Weltfahrt Cook's dem Vater zur Seite geſtanden. Vornehmlich die Zeichnung der neuentdeckten, die Zubereitung und Ordnung der geſammelten Thiere und Gewächſe bildete ſein Amt, dem er ſich mit ebenſoviel Eifer als Sorgfalt unterzog; überhaupt jedoch bewährte er ſich in jugendlicher Friſche und Gewandtheit als ein überaus nützlicher Gefährte des energiſchen Mannes; ſelbſt die üblen Folgen von Reinholds leidenſchaftlichem Betragen ſind am meiſten durch Georgs perſönliche Liebenswürdigkeit abgewandt worden. Für ſich ſelbſt trug dieſer natürlich von der Fülle großartiger, in ihren ſchroffen Contraſten doppelt lebhafter Anſchauungen, die ihm ſo im empfänglichſten Alter von ſiebzehn bis zwanzig Jahren zutheil ward, die tiefſte Wirkung auf ſein inneres Daſein davon; allein auch nach außen ſieht man ihn gleich nach der Heimkehr ungeachtet ſeiner Jugend mehr und mehr ſelbſtändig hervortreten. Wie billig, nahm er zunächſt an der Ernte der botaniſchen Forſchung Theil; ſchon 1776 trat er mit Reinhold gemeinſchaftlich als Darſteller der „Characteres generum plantarum“ auf und erlangte dadurch die Auszeichnung der Aufnahme in die Royal Society und andere gelehrte Vereine. Von größter Bedeutung aber ward für ihn, daß die Admiralität dem älteren F. die Abfaſſung der Reiſebeſchreibung unterſagte; denn nun übernahm Georg, um das mißgünſtige Verbot zu vereiteln, dieſelbe aus Reinholds Tagebüchern auszuarbeiten, was ihm freilich nur als eingeweihtem Fahrt-

genossen möglich war, und ließ das rasch vollendete Buch 1777 unter eigenem Namen erscheinen. Und in der That ist diese englische Ausgabe („A voyage round the world“ etc.) formell unstreitig seine Leistung, materiell dagegen darf ihm davon, zumal von dem wissenschaftlichen Inhalt nur wenig zugerechnet werden. Gesteht er doch selbst in einem vertrauten Briefe (vom 19. September 1775), daß er sich unterwegs nur ganz allgemeine Anmerkungen gemacht, die, aus einem besonderen Gesichtspunkte gezogen, lediglich für seine Freunde, nicht für das Publicum bestimmt waren. Man wird kaum fehlgreifen, wenn man das hier allerdings erst spärlich auftauchende Moment der Stimmung, das sich in Georg Forster's späteren Schilderungen charakteristisch geltend macht, während es dem objectiven Sinne des Vaters fremd ist, auf solche eigenen Aufzeichnungen zurückführt. Wie dem auch sei, es kann nicht Wunder nehmen, daß der junge Autor bald gegen die Kritik des Astronomen der Expedition, Mr. Wales, seine litterarische Ehre zu vertheidigen hatte, doch that eben diese Streitschrift an sich, wie andere, die er (1778—79) wider die Göttinger Recensenten und wider Lord Sandwich richtete, seine schriftstellerische Fähigkeit unzweifelhaft dar. Da inzwischen alles darauf ankam, die drückende Noth zu lindern, in die Reinhold F. sammt den Seinen durch den Conflict mit dem Ministerium gerathen war, so ward in unmittelbarem Anschluß an die englische Reiseschilderung schon 1776—77 für den Berliner Verleger Spener ein deutscher Text gefertigt, der freilich erst 1779—80, ergänzt mit Rücksicht auf Cook's Bericht, als Georg Forster's Arbeit erschien; doch stammt diese vielgelesene deutsche Ausgabe wirklich nur zur kleineren Hälfte aus seiner Feder, die größere Masse der Uebersetzung hat der berüchtigte Rudolf Erich Raspe geliefert, der, wegen Münzdiebstahls von Kassel aus steckbrieflich verfolgt, 1775 in Eng-

land Zuflucht und im Forster'schen Hause eine Zeit lang durch solche Beschäftigung Unterhalt fand. Dem Tagesinteresse diente die kleine Biographie des englischen Schwindlers W. Dodd, die Georg F. 1777 auf Spener's Bestellung für das deutsche Publicum verfaßte; und so war er überhaupt in jenen traurigen Jahren trotz hemmender körperlicher und geistiger Leiden mit angestrengtem Fleiße vergeblich bemüht, das Elternhaus vor dem wirthschaftlichen Ruin zu bewahren. Auch ein Besuch, den er im October 1777 in Paris machte, wo ihn besonders Buffon mit freundlicher Aufmerksamkeit empfing, führte ihn dem Ziele seiner kindlichen Wünsche nicht näher. Mit desto schwererem Herzen verließ er daher ein Jahr später, im October 1778, das britische Gestade und ging über Holland nach Deutschland, um die Hülfe der Nation und vor allem der Fürsten zur Erlösung der Seinen anzusprechen. Noch eh' es ihm aber damit gelang, ward ihm selber fast ohne sein Zuthun nach so langem Irren, Harren und Darben die erste wirthliche Stätte bereitet; hier endlich scheidet sich sein Lebensweg von dem des Vaters, erst mit dieser Einkehr in Deutschland gewann Georg F. zugleich mit der Bestätigung seiner ursprünglichen Nationalität seine volle Eigenthümlichkeit, an der freilich die Spuren des unregelmäßigen Ganges seiner bisherigen Entwicklung allezeit haften blieben.

Was F. allerorten die wärmste Aufnahme bereitete, nachdem er im November 1778 den deutschen Boden betreten, war einmal das natürliche Interesse, welches die geistig hocherregte, aber äußerlich in enge Kreise gebannte Gesellschaft dem lebendigen Zeugen einer gepriesenen Großthat des Zeitalters, dem Besucher und Schilderer der Antipoden entgegentrug; nicht minder wirksam aber erwies sich dafür die herzgewinnende Persönlichkeit des vierundzwanzigjährigen Reisenden. Was er

etwa an cholerischer Anlage vom Vater ererbt, war durch den Druck, den dessen übermächtige Natur auf den Sohn ausgeübt, durch die frühe Bewegung in freier und bunter Welt, durch physische Gebrechlichkeit, die infolge der schlechten Kost auf der Seefahrt noch zugenommen, am meisten aber durch die moralische Qual der letzten Nothjahre hinweggeräumt worden; an das heiße Blut Reinholds erinnerte nun bei Georg nur noch ein enthusiastisches Feuer der Empfindung, das ihn der damals vorherrschenden Generation von Haus aus als einen Gemüthsverwandten empfahl. Gleich in Düsseldorf erwarb er dadurch die innige Freundschaft F. H. Jacobi's und der Seinen, wodurch er sich alsbald persönlich in den Bereich der aufstrebenden Litteratur eingeführt sah, von deren Schaffen er bereits seit der Rückkehr nach Europa durch Lectüre Kenntniß genommen. In Kassel, wo er im December verweilte, gewann ihm die Verbindung von anschmiegender Feinheit und offenem Freimuth in seinem Wesen, kurz die Haltung des Gentleman, die er niemals verloren hat, in hohem Grade die Neigung des Ministers v. Schlieffen, ja das Wohlgefallen des Landgrafen selber; eben hier ward er, vergebens bemüht, diese Gunst auf seinen Vater abzulenken, durch die eigene Anstellung als Professor der Naturgeschichte am Carolinum überrascht, erhielt jedoch noch Urlaub bis zum Frühjahr 1779, um das Hauptziel seiner Reise, Berlin, erreichen zu können. In Göttingen sodann, wo er im Januar eintraf, erschloß sich ihm mit gleicher Leichtigkeit der Kreis der angesehensten Gelehrten; besonders mit Lichtenberg trat er in nahe Verbindung; die philosophische Facultät insgesammt ehrte ihn durch den Magistertitel. Und so ging's fort in Braunschweig auf dem Hinwege wie auf der Rückreise in Dessau, wo die Höfe wetteiferten, ihm opferwillige Theilnahme zu beweisen. In Berlin selbst, dessen geistiger und geselliger

Ton ihn heftig abstieß, gelang es ihm doch, die Berufung des Vaters nach Halle einzuleiten, während er für sich bei dortigen Buchhändlern die Erlaubniß erwirkte, die contractlich übernommenen und zum Theil im voraus honorirten Arbeiten fern von Berlin an seinem neuen Wohnsitz auszuführen. Ende März 1779 nach Kassel zurückgekehrt, hat F. daselbst, mehrere Ausflüge nach Göttingen und einen Besuch in Halle abgerechnet, bis zum April 1784 einen fünfjährigen ungestörten Aufenthalt geführt, der ihm, wohl angewandt, für sein ganzes späteres Leben Halt, vielleicht sogar Glück hätte gewähren können. Zum Docenten fühlte er zwar durchaus keinen Beruf in sich, allein die äußerst geringen Anforderungen, die in dieser Hinsicht an ihn gestellt wurden — eine öffentliche Vorlesung an dem ganz unbedeutenden Carolinum und wenige Stunden geographischen und deutschen Unterrichts am Cadettencorps — ließen ihm reichlich Muße, die Lücken seiner eigenen Bildung auszufüllen und den rühmlichen Namen in der wissenschaftlichen Litteratur, den ihm bis dahin mehr sein Schicksal zugespielt, durch ernste Arbeit wirklich zu verdienen. Was ihn daran dennoch verhindert hat, waren schwerlich die äußeren Umstände, die er vorwandte, wie daß seine Bücher, Karten und Sammlungen bei der Ueberfahrt durch Schiffbruch verfehrt worden, oder daß es am Orte selbst an einer Bibliothek wie die Göttinger gebrach; auch die Aufsicht über das Naturaliencabinet, die ihm ein Jahr nach seinem Eintritt in Kassel übertragen ward, bot eher Vortheil als Nachtheil. Aber wie ihm die Jugend verronnen war ohne Heimwesen und Schulzucht, hatte F. überhaupt nicht gelernt, sich geistig zu sammeln; nur geübt, in Uebersetzungen und Beschreibungen seine eigenen Gedanken kurzerhand aus fremden, oder höchstens aus sinnlichen Anregungen abzuleiten, fühlte er sich außer Stande, mit tieferem Griff aus sich selbst zu schöpfen. Vor

allem jedoch war ihm unter dem wohlmeinenden, aber despotiſchen Regiment des Vaters die Energie des Willens auf die Dauer geknickt worden, ſodaß ihn jedes Hemmniß entmuthigte, anſtatt ſeine Kraft zu reizen. Und daß es an ſolchen Hemmniſſen niemals fehlte, dafür war leider durch eine Untugend geſorgt, die er direct vom Vater überkommen, durch die Unfähigkeit, wirthſchaftlich hauszuhalten, die Gewohnheit, zu borgen, vorweg zu verzehren und deshalb, was er producirte, ſtets im Zwange und alſo ſelten mit mehr als halber Freude hervorzubringen. Zu alledem kommt indeß noch eine ſonderbare geiſtige Verirrung, in die F., überſchwänglich geſtimmt, wie er war, in jenen Kaſſeler Jahren gerieth. Schon 1778 in London hatte er mit dem gleichalterigen S. Th. Sömmerring, der damals im Forſter'ſchen Hauſe vorſprach, die herzlichſte Freundſchaft geſchloſſen und ein Jahr ſpäter gern dazu geholfen, den namhaften jungen Anatomen nach Kaſſel zu ziehen. Soviel er dann aber im trauteſten Umgange mit dem in wiſſenſchaftlichen Dingen weit überlegenen Freunde gewann, ebenſoviel verlor er durch die Theilnahme an dem derzeit in Kaſſel blühenden Orden der Roſenkreuzer, dem beide etwa 1780 gemeinſam zugeführt wurden. Weich und erregbar wie immer, ging F. auf alle myſtiſchen und alchymiſtiſchen Thorheiten des Geheimbundes lebhaft ein, plagte ſich, ſo entſchieden auch ſeine Natur zu frohem Genuſſe neigte, mit trüber Askeſe und verdarb die koſtbarſte Zeit mit ehrlicher, aber fruchtloſer Schwärmerei, auf die er, als endlich im Winter 1783 beide Freunde fremden Betrug und eigene Illuſion durchſchauten, beſtürzt als auf einen wüſten Traum zurückblickte. Es erhellt zur Genüge, warum auch unter den ſchriftſtelleriſchen Perioden Forſter's die Kaſſeler Zeit relativ die leerſte geweſen iſt. Von den für Pauli in Berlin übernommenen Brotarbeiten hat er einzig

die Ueberſetzung des ſechſten Bandes von Buffon's Naturgeſchichte (1780) geliefert; auch die deutſche Ausgabe der Obſervationen des älteren F., die 1783 bei Spener erſchien, gehört in die nämliche Kategorie der Lohnſchreiberei des Sohnes, ſoviel Mühe ſich dieſer auch mit der Umſchmelzung des ſpröden Stoffes gab und wenn er gleich mit Recht das Kapitel über die organiſchen Körper als ſein Eigenthum bezeichnet. Sonſt hat er von 1779—84 nur Kleinigkeiten gefertigt: einige geographiſche und naturwiſſenſchaftliche Aufſätze, beſonders für das „Göttingiſche Magazin", das er 1780 Lichtenberg begründen half; ein paar franzöſiſche Discurſe, die er der Geſellſchaft für Alterthümer, dem Steckenpferde des Landgrafen Friedrich, vortrug; endlich eine Anzahl Recenſionen, vorzüglich von Reiſewerken, auf Heyne's Bitte für die Göttinger Anzeigen geſchrieben. Den Preis verdient das anmuthig lebendige Programm über den Brotbaum, das er 1784 als Prorector des Carolinums kurz vor ſeinem Abgang verfaßte, als neue Ausſichten ſeinem Geiſte bereits einen fröhlicheren Schwung verliehen hatten.

Forſter's litterariſcher Ruf und der Umſtand, daß er im polniſchen Preußen geboren, beſtimmten Anfang 1784 die Krone Polen, ihm eine Stelle als Profeſſor der Naturgeſchichte an der Univerſität zu Wilna unter äußerlich glänzenden Bedingungen anzubieten. Man bewilligte ihm überdies zur Tilgung ſeiner Schulden in Kaſſel beträchtliche Vorſchüſſe, die er binnen achtjähriger Amtsfriſt in kleinen Raten bequem wiedererſtatten ſollte. Den Schmerz der Trennung von Sömmerring überwog bei F. der Drang, den Erinnerungen an die Roſenkreuzerzeit zu entgehen, und der Wunſch nach dauernder pecuniärer Erlöſung. In Hoffnung auf ein geordnetes häusliches Daſein verlobte er ſich beim Aufbruch aus Deutſchland im Mai 1784 mit Thereſe Heyne, der zwanzigjährigen

Tochter des großen Göttinger Philologen und reiste dann, nach seiner Weise behaglich, über den Harz, durch Sachsen, Böhmen, Oesterreich, über Wieliczka, Warschau und Grodno an sein Ziel, wo er erst im November eintraf. Unterwegs beschäftigten ihn besonders mineralogische Studien, doch war es ihm auch um persönliche Beziehungen, namentlich zu den Wiener Kreisen zu thun, um für den Nothfall eine Rückberufung aus Polen vorzubereiten; denn daß ihn danach alsbald verlangen werde, sagte ihm Josef II. mit kühler Sicherheit voraus. Und in der That erfuhr F. in Wilna sofort die niederschlagende Wahrheit der schneidenden Kritik, welche der Kaiser über das verendende polnische Wesen ausgesprochen. Hier wär' es auch einer ungleich größeren sittlichen Kraft, als F. besaß, unmöglich geworden, die redlichen Absichten auf eine ersprießliche Thätigkeit, mit denen er herbeigekommen, ins Werk zu richten. Es war noch nicht das Schlimmste, daß ihm jedes nothwendige Hülfsmittel zum Betriebe seiner Lehrpflicht abging, daß man aller Mahnungen ungeachtet die verheißenen Anstalten zur Einrichtung des Naturaliencabinets und des botanischen Gartens niemals traf, daß der Zwang zu lateinischer Rede, die ihm ungeläufig war und blieb, dem geringen Erfolge seiner Vorlesungen noch mehr Eintrag that. Weit ärger stand es um die ideellen Bedingungen seiner Wirksamkeit; er sah sich umringt von greulicher Indolenz und tiefster Unwissenheit, weder Collegen noch Zuhörer zeigten oder forderten eine geistige Seite; in der ganzen Gesellschaft, wie sie am Rande des politischen Unterganges dahinlebte, erblickte F. nur „französischen Luxus auf sarmatische Thierheit gepfropft". Nach Befreiung ausspähend, beschloß er inzwischen resignirt sich selbst und der Gattin zu leben, die er im Herbst 1785 aus Göttingen heimführte. Auf der Hochzeitsreise erwarb er in Halle, wo er Eltern und Geschwister begrüßte,

den medicinischen Doctorgrad, um vielleicht einmal durch ärztliche Praxis in Wilna eine weitere Stütze zu gewinnen, was sich jedoch als entbehrlich erwies. Vor der Hand überkam ihn trotz der Unbilden des Klimas und der widerwärtigen socialen Umgebung an der Seite der an Bildung und Phantasie, an Verstandesschärfe und Willensstärke ihn hoch überragenden Frau eine gesunde und rüstige Stimmung. Recht wesentlich trug dazu bei, daß ihn der Bruch mit der Schwärmerei der Vorjahre ins andere Extrem eines sinnenfälligen Realismus getrieben hatte, den er nun sich und den Freunden so offen physiologisch zu entwickeln liebte, daß ihn deshalb mit einem Schein von Berechtigung ein moderner Materialist als Vorläufer gefeiert hat. Daß F. unter diesen Umständen in Wilna auch schriftlich nur wenig producirt hat, daran ist zumeist seine Absperrung von der heimischen Culturbewegung schuld. Immerhin zeigen die wichtigeren Früchte jener Jahre eine vorgeschrittene Reife; so der empirisch besonnene Aufsatz über die Menschenracen, den er 1786 gegen Kant in den Merkur einrückte, vorzüglich aber die schöne Lobschrift auf Cook, mit der er die 1787 publicirte Uebersetzung der dritten Reise des Entdeckers einleitete, einer der gediegensten und zugleich populärsten Essays, die unsere Litteratur aufzuweisen hat. Noch bedeutender indeß, als diese und andere zur Ausführung gediehenen Arbeiten, ist ein Entwurf, mit dem sich F. in jener Zeit getragen. Im Sommer 1786 forderte ihn Campe auf, naturwissenschaftliche Handbücher für deutsche Lehrer und Schüler abzufassen. F., der sich längst beschieden, durch Verbreitung statt durch Vertiefung der Wissenschaft nützlich zu wirken, weshalb er Anfang 1787 sogar den noch ungewöhnlichen Versuch wagte, den polnischen Damen Botanik französisch vorzutragen, F. nahm Campe's Plan mit Freuden auf und ergriff im Nachsinnen auch die Idee einer kosmo-

graphischen Schrift, welche geradezu die vorbildliche Skizze zu Humboldt's Kosmos hätte werden müssen. Weit minder der rhetorisch-elegante „Blick in das Ganze der Natur", den er als Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeschichte niederschrieb, als die knappen Andeutungen in Briefen an Campe und Sömmerring (vom 4. September und 7. December 1786) lassen ahnen, was F. vorschwebte und was er daher gelegentlich in A. v. Humboldt angeregt haben könnte. Ihn selber entriß schon im folgenden Sommer ein unerwarteter Antrag solchen Gedanken und zugleich dem kaum dreijährigen littauischen Exil. In ehrenvollster Weise eingeladen, eine russische Entdeckungsfahrt in den Norden des stillen Oceans als selbständiger Naturforscher mitzumachen, glaubte F. sich endlich seinem wahren Berufe wiedergeschenkt. Durch Katharina von seinen polnischen Verpflichtungen losgekauft, brachte er im September 1787 Weib und Kind nach Göttingen, deren beständige Versorgung durch die bedungene Pension ihn über eine mehrjährige Trennung tröstete. Allein der Ausbruch des Türkenkrieges erstickte die russische Expedition im Keim und noch schneller zerrann die plötzlich aufsteigende Möglichkeit einer Sendung in die spanischen Colonien, so daß F. sich am Ende mit der an sich hochwillkommenen Rückkehr nach Deutschland begnügen mußte. Hier suchte er auf kurzen Ausflügen, die er von Göttingen aus unternahm, irgendwo Fuß zu fassen, was ihm denn im April 1788 durch Joh. v. Müller's Vermittlung gelang, der auf Heyne's Wunsch den von Kassel her befreundeten F. zum eigenen Nachfolger als Bibliothekar in Mainz vorschlug. Im October siedelte F. an den Rhein über, wo er sich zwar auch diesmal keinen festen Sitz für immer, wol aber eine Stätte angenehmer Erholung versprach.

Die ersten vier Jahre von Forster's Leben in Mainz bis zum Eindringen der Franzosen, vom October 1788 — 92,

mochten in der That dem oberflächlichen Blick eine gefällige Außenseite darbieten. Sein Amt als Bibliothekar, für das er nicht besser befähigt war, als für die früheren Professuren, behandelte er ebenso lässig wie jene und beruhigte sich darüber leicht bei der in dem geistlichen Kurstaat herrschenden Schlaffheit und Sorglosigkeit. An anregendem Verkehr war kein Mangel, wiewol F. gleich den übrigen äußeren Zierden der mit Cultur und Aufklärung hohl prunkenden Priesterresidenz von der einheimischen Bevölkerung durch eine tiefe Kluft geschieden blieb. Den alten Bekannten Heinse und Müller trat er nicht gerade näher, aber neben dem treuen Sömmerring erschienen die jüngeren Diplomaten gern in seinem Hause und vor allem, wer von hervorragenden Reisenden Mainz durchzog; eigene Wanderungen in die Nähe und Weite ergänzten die erfrischende Berührung mit Natur und Bildung. Unter den fremden Besuchen ist am merkwürdigsten der Wilh. v. Humboldt's, welcher zweimal, 1788 und 1789, als Gast bei F. weilte und von dessen geist- und empfindungsreichem Wesen jugendlich entzückt ward. Unter den eigenen Streifzügen Forster's aber steht obenan der, welchen er vom März bis in den Juli 1790 in Gesellschaft Alex. v. Humboldt's rheinabwärts durch Belgien und Holland nach England und zurück über Paris unternahm. Die materiellen Zwecke dieser Reise, von der englischen Regierung eine Abfindung für die alten Forderungen von der Cook'schen Fahrt her zu erhalten und daneben für ein künftiges Prachtwerk über die Südsee drüben einen Verleger zu erwärmen, wurden zwar verfehlt, desto bedeutsamer jedoch waren ihre geistigen Resultate, insofern sie das originellste und berühmteste der Schriftwerke Forster's unmittelbar hervorrief und zugleich die wichtigste seiner persönlichen Nachwirkungen, den Einfluß auf Alex. v. Humboldt's intellectuelle Richtung vermittelte. Denn hier war es, wo

dieser die Universalität der Beobachtung, das wissenschaftliche Streben nach vergleichender Völker- und Länderkunde, die „Verallgemeinerung der Naturansicht", in die F. einst unter Leitung seines Vaters, vornehmlich auf der Südseereise, sich eingewöhnt, als lebendiges Muster vor sich sah, das er stets als solches dankbar anerkannt hat. Die „Ansichten vom Niederrhein" u. s. w., in denen F. nach der Heimkehr seine Reisestudien litterarisch verwerthete, beweisen sodann, daß er mit jener Gabe der Anschauung auch die der Darstellung in seltenem Maße verband, die er hier zudem an neuen Gegenständen aus den ihm bisher entlegenen Gebieten der Kunst und Politik mit überraschendem Glück erprobte. Zugleich aber offenbart dies Buch, weil sich in ihm die Individualität Forster's am freiesten bewegt, am deutlichsten die Schranken seines Talentes. Die Ungleichheit der Behandlung und selbst des Ausdrucks, welche flache Arbeit mit übertriebenem Hochrelief abwechseln läßt, die bloße Vermengung anstatt innerer Verbindung der Gedankenstrenge mit der Gefühlswärme, diese und ähnliche Gebrechen spiegeln die unfertige, tiefbegründeter Einheit entrathende Natur Forster's wieder und verbieten uns eben deshalb, ihn, wie seit Fr. Schlegel so oft geschehen, unseren wahrhaft classischen Autoren beizuzählen. Dennoch nahm er in jenen Jahren in fleißiger und vielseitiger Schriftstellerei durch Inhalt und Form seiner Aufsätze wenigstens unter unseren litterarischen Gestalten zweiten Ranges einen ansehnlichen Platz ein. Höher hat er übrigens selbst mit sicherem Urtheil seine Leistungen niemals angeschlagen, wiewol er sich seiner Tüchtigkeit zu freuen begann und darum mit Recht schon 1789 eine Sammlung seiner „kleinen Schriften" anfing. Daß seine Hauptstärke nach wie vor in zusammenfassender geographischer Schilderung bestand, lehren die beiden ausgezeichneten Abhandlungen von 1791 über den ameri-

kanischen Norden, die in ihrer Art von wenigen Nachfolgern übertroffen worden sind. Trotz solcher Erfolge, deren Höhe er nicht überschreiten sollte, und trotz mancher aufheiternden Momente hat F. während dieser Periode im ganzen genommen sich tief und tiefer unglücklich gefühlt. Im Galeerendienst der Uebersetzerarbeit um Geldes willen, die ihm nur einmal allgemeinen Dank einbrachte, als er (1791) die Sakontala geschmackvoll aus dem Englischen übertrug, litt seine allzeit schwache Gesundheit mehr und mehr. Und doch ward er bei ewig schlechter Wirthschaft den alten Jammer der Verschuldung nimmermehr los. Die ernstere Weltanschauung, der er sich wieder zugewandt, erhielt durch den unabläßigen äußeren Druck und weit mehr noch durch schweren Kummer allmählich eine düstere Färbung. Daß er dem Vater völlig entfremdet war, trug er gelassen als unabänderlich; bei dem Tode zweier Kinder wußte er sich doch zu fassen; der Zerfall seiner Ehe aber erschütterte sein innerstes Dasein. Mit derselben fast leidenschaftslosen Weichheit, die von Anfang an nicht vermocht hatte, die achtungsvolle Freundschaft der so viel selbständigeren Braut in ganz hingebende Liebe zu verwandeln, sah F. seit 1790 das Herzensverhältniß zwischen Therese und L. F. Huber entstehen und über sich ergehen wie seine anderen Schicksale auch. Von diesem aber nahe der Wurzel getroffen, war seine Seele vollends außer Stande, dem letzten und gewaltigsten Stoße zu widerstehen, den gerade jetzt das Zeitalter selbst durch die aus Frankreich herüberdringende Revolution gegen ihn richtete.

Nichts hatte F. ehedem ferner gelegen als praktische Politik; der Wunsch nach einem handelnden Leben, den er bisweilen hinwarf, ist stets nur der Ausdruck der Unzufriedenheit mit seiner augenblicklichen Lage gewesen. Auch seine theoretische Theilnahme an politischen Vorgängen erwacht erst mit der

Reise von 1790, deren fliegende Eile die Intensität der erhaltenen Eindrücke nur verstärkte. Seitdem aber sah er mit wachsender Spannung dem Rollen der Weltbegebenheit zu; das verrottete Staatswesen, das ihn umgab, wie das nahe Treiben der Emigranten steigerten sein Interesse für das neue Frankreich zur Sympathie. Obwol ihm Deutschland nicht reif erschien für die Revolution, begrüßte er den Einbruch Custine's mit Freuden. Nach kurzem Bedenken trieb ihn die innere und äußere Zerrüttung seiner bisherigen Existenz und vor allem der Fatalismus seiner Schwäche der Umwälzung in die Arme. Am 25. October 1792, vier Tage nach der Uebergabe, erwirkte er bei dem Bürgergeneral Schutz für die Universität, am 5. November trat er, dem Freunde Dorsch folgend, in den Club, dem er dann beständig als eifrig agitirender Redner angehört und zuerst vom 29. December an einen Monat hindurch, hernach wieder seit der reinjakobinischen Neugründung am 16. März 1793 einige Tage über präsidirt hat. In der von Custine am 19. November eingesetzten provisorischen Administration fungirte F. als Vicepräsident; die mit Neujahr 1793 anhebende „Neue Mainzer Zeitung", auch „Volksfreund" genannt, hat er hauptsächlich eingerichtet und redigirt; an Wedekind's „Patriot" war er dagegen nur als Mitarbeiter betheiligt. Von Mitte Februar an begegnen wir ihm auf einem dreiwöchentlichen Zuge durch Grünstadt, Kirchheim, Winnweiler u. s. w., wohin er als Commissar geschickt ward, um in den kleinen Nachbarterritorien die Lossagung von Reich und Landesherrschaft und den republikanischen Eid zu erzwingen. Im rheinisch-deutschen Nationalconvent saß er vom 17.—24. März als Abgeordneter für Mainz, ward auch hier zum Vicepräsidenten gewählt und war das einflußreichste Mitglied der Versammlung. In allen diesen Stellungen entfaltete F. eine an ihm längst ungewöhnliche rastlose Thätigkeit; seine Ge-

wandtheit im Französischen, seine weltmännische Bildung zogen ihn von selbst in den Vordergrund. In der Verwaltung gab er, öfters im Streite mit der Willkür der Eroberer und der Unlauterkeit der Parteigenossen, sich redlich und uneigennützig Mühe, das Privateigenthum und das Recht überhaupt zu schonen, soweit es nicht seinen revolutionären Ansichten und Absichten im Wege stand. Hierin aber kannte er kein Maß: die Brandschatzung Frankfurts hat niemand heftiger vertheidigt als er; in Grünstadt trat er gegen die Grafen von Leiningen und ihre Unterthanen mit rücksichtsloser Wildheit auf; den Eidverweigerern gegenüber vermochte er die härtesten Maßregeln unbedingt zu billigen. Seine Reden und Schriften, deren gesuchter Rhetorik sonst jeder reale politische Inhalt abgeht, predigen doch von Anfang an unumwunden den radicalen Gedanken der Annexion an das republikanische Frankreich. Schon am 27. October, sechs Tage nach Custine's Einzug, spricht F. brieflich die Idee der Rheingrenze aus, in seiner frühesten Clubrede vom 15. November „über das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken" verkündet er sie öffentlich als der erste in deutscher Zunge. Er hat dann in jenem rheinischen Convent die Beschlüsse formulirt und durchgesetzt, in welchen für das Gebiet von Landau bis Bingen Abreißung von Deutschland und Einverleibung in Frankreich proclamirt ward. Er ist endlich am 25. März 1793 als Deputirter des Convents nach Paris gegangen, um das freiwillige Geschenk des Vaterlandsverrathes und damit, wie er selbst sagt, den Schlüssel des deutschen Reichs in die Hände der Franzosen zu legen. Kosmopolit aus Grundsatz, international fast von Herkunft und mehr noch durch Schicksal, ist F. dabei mit vollem Bewußtsein verfahren. Als Berliner Gönner und Freunde, Graf Herzberg, Buchhändler Voß u. a. m., ihn bei Gelegenheit eines Geldvorschusses im November ermahnten, immer ein

echter Deutscher und auch ein guter Preuße zu bleiben, stand er nur einen Augenblick an, jene Unterstützung anzunehmen; galt ihm doch nationale Beschränkung lediglich für ein Kunstproduct des Despotismus, innige Allianz mit Frankreich für Preußens natürliches Interesse. Noch wenger kümmert ihn die Dankbarkeit gegen seinen Kurfürsten, den er einst laut als Wohlthäter gepriesen; durch ihre feige Flucht scheint ihm die Mainzer Regierung jedes Recht verwirkt zu haben. Dennoch zeugt Forster's fieberhafte Aufregung in jenen Tagen von unaufhörlichen Seelenkämpfen; seine persönlich aristokratische Anlage rang mit der niedrigen Pflicht demagogischer Rohheiten und Possen, die wachsende Einsicht in den Unwerth seiner Partei und in die Bodenlosigkeit ihrer Bestrebungen mit dem Glauben an die revolutionären Ideale. Dazu kam der Bruch mit den alten Freunden, selbst mit Sömmerring; der treu ausharrende Heyne ward durch väterliche Warnung unbequem. Anfang December verödete auch Forster's Haus; vergebens bot ihm der junge Thomas Brand, später Lord Dacre, den er 1790 aus England als Pensionär mitgebracht, eine rettende Reise nach Italien an; F. blieb, aber Therese ließ sich mit den Kindern nach Straßburg geleiten und fand bald in Neufchâtel Zuflucht, wo im Sommer 1793 Huber zu ihrem Schutz eintraf. Dem verlassenen F. drang indeß die damals in Mainz abenteuernde Karoline Böhmer Trost und Pflege auf, bis ihn die Sendung nach Paris für immer hinwegriß.

Am 30. März 1793 vollzog F. seinen Auftrag im französischen Convent, sah sich aber wider seine ursprüngliche Absicht durch die Fortschritte der deutschen Waffen gegen Mainz in Paris festgehalten, wo er vom Staate spärliche Tagegelder empfing. Eine öffentliche Rolle dort im Trauerspiel der Schreckensherrschaft zu übernehmen, dünkte ihn sittlich unmöglich; nur mit dem unbedeutenden Mandat zur Aus-

wechſelung von Gefangenen verbrachte er den Spätſommer in Cambray und Arras. Die Reichsacht ſperrte ihn von Deutſchland ab, andere Auswege thaten ſich nicht auf, in Frankreich litt er tief unter der gräßlichen Wirklichkeit, ohne doch an ſeinem politiſchen Bekenntniß irre zu werden oder ernſtliche Reue über ſein Handeln zu empfinden. Die „pariſiſchen Umriſſe", die er für Huber's „Friedenspräliminarien" ſchrieb, bilden eine Art Apologie ſelbſt der jüngſten franzöſiſchen Ereigniſſe; die nicht vollendete „Darſtellung der Revolution in Mainz" ſollte ſein eigenes Gebahren hiſtoriſch rechtfertigen. Zu Arbeiten anderer Art vermißte er ſeine Bücher und Papiere. Ohne Beſitz, ohne Familie, Freunde, Heimath und Vaterland wehrt er ſich doch noch mit finſterem Muthe gegen die Verzweiflung; nur beim Gedanken an ſeine Kinder ſchmilzt ihm das Herz. Anfang November treibt ihn die Sehnſucht nach ihnen über die Schweizer Grenze nach Travers, wo er drei Tage über auch Thereſe und Huber ſah; dann weilt er noch ein paar Wochen wenigſtens in der Nähe in Pontarlier. Nach Paris zurückgekehrt zog er ſich am 8. December eine Bruſtentzündung zu; die alten Uebel ſeines Körpers und das ſchlimmere geiſtige Weh verwickelten und verſchärften die Krankheit, bis ihn am 10. Januar 1794 im vierzigſten Jahr eines faſt friedloſen Lebens ein einſamer Tod befreite. Sein Andenken, lange verſchmäht, ward ſpäter über Gebühr verherrlicht; in Wahrheit ſchuldet ihm unſere Litteraturgeſchichte Achtung, unſere politiſche Hiſtorie mildeſtens Gnade, unſere Biographie jedenfalls herzliches Mitleid. —

Autobiogr. Notiz (—1784) bei Strieder, Heſſ. Gelehrtengeſch. IV, 145 fg. — Aufzeichnungen des Vaters in Jakob's Annal. d. Philoſ., philoſ. Anzeiger St. 2 u. 16 (vgl. auch die übrigen Schriften unter Reinhold F.) — Nachrichten der Wittwe vor dem Briefwechſel Forſter's, den

sie 1829 edirte, und vor L. F. Huber's sämmtl. Werken I (vgl. überhaupt Litteratur über Huber). — G. Forster's Briefwechsel mit S. Th. Sömmerring, herausggb. v. H. Hettner 1877; dazu ungedruckte Briefe an Spener (1775—90) im Besitze d. H. Jul. Löwenberg in Leipzig. — Verzeichniß der Schriften bei Meusel III, 419 fg.; lückenhafte Sammelausgabe 1843 in 9 Bdn. 8° durch die Tochter Therese, in Band VII vorm Briefwechsel tendenziöse und einflußreiche Lobschrift auf F. von Gervinus. — Ausführliche Biographie, aber unkritisch: H. König, G. Forster's Leben in Haus u. Welt, 2. Aufl. 1858 (ges. Schr. X, XI). — Feine Charakteristik, christlich accentuirt in Cl. Th. Perthes, polit. Zustände u. Personen I, 1862. — Vieles berichtigend, die Sammlung der Werke ergänzend, doch nicht frei von Gehässigkeit: K. Klein, G. F. in Mainz (1788—93), 1863. —

Wilhelm v. Humboldt.

1767—1835.

Alexander v. Humboldt.

1769—1859.

Friedrich Wilhelm Christian Karl Ferdinand v. Humboldt.

Friedrich Wilhelm Christian Karl Ferdinand v. Humboldt, der ältere der berühmten Brüder; Denker und Forscher von tiefem und klarem Geiste, bedeutend für Theorie im allgemeinen, epochemachend für die der Sprache; überdies hochsinniger Staatsmann, unvergeßlich als Unterrichtsminister; nicht am wenigsten merkwürdig durch das menschliche Ganze seiner Persönlichkeit; geboren am 22. Juni 1767 in Potsdam, gestorben im Schlößchen Tegel am 8. April 1835.

Die Familie H. erscheint vom Ende des 16. Jahrhunderts an in der Neumark, noch bürgerlich, in Aemtern städtischer und ländlicher Verwaltung. Konrad H., der studirt hatte, als Begleiter kurfürstlicher Gesandtschaften zum Legationsrath aufstieg und ein Fräulein v. Borcke heirathete, ward 1685 als brandenburgischer Amtmann über die Staroftei Draheim gesetzt, wo er 1723 starb. Sein einziger Sohn Hans Paul H. trat ins Heer und lebte, nachdem ihm 1706 als Kapitän bei Turin ein Fuß zerschossen worden, pensionirt in Hinterpommern bis 1740, vermählt mit einer v. Schweder; 1738 erbat und erhielt er vom Könige die Bestätigung des Adels, welcher vermuthlich conventionell schon dem Vater Konrad beigelegt worden war. Von den vier Söhnen, die ihn überlebt und sämmtlich als Offiziere die schlesischen Kriege mit-

gemacht haben, ſtand Alexander Georg v. H. (1720—79) im ſiebenjährigen Krieg als Adjutant bei Herzog Ferdinand, nahm jedoch ſchon 1762 als Major den Abſchied. Zwei Jahre darauf von Friedrich d. Gr. zum Kammerherrn bei der Gemahlin des Thronfolgers ernannt, verließ er 1769 nach deren Scheidung den Potsdamer Hof, blieb indeß beim Prinzen von Preußen ſelbſt ſo entſchieden in Gunſt, daß man ſogar den künftigen Miniſter in ihm erblickte; doch hat er den Thronwechſel nicht erlebt. Cavalier von gewandtem und munterem Weſen, galt er übrigens für verſtändig und geſchmackvoll, menſchenfreundlich und patriotiſch. Er verband ſich 1766 mit der verwittweten Freifrau v. Holwede, Maria Eliſabeth v. Colomb (1741—96), Couſine der ſpäteren Fürſtin Blücher, aus alter Hugenottenfamilie, einer Dame von ernſter, vornehm gemeſſener Haltung, die ihm anſehnlichen Grundbeſitz zubrachte, ein Haus in Berlin und Landgüter, zum Theil von ihrem erſten Gatten überkommen, welcher auch das Schlößchen Tegel, einſt Jagdhaus des großen Kurfürſten, nördlich von der Hauptſtadt an einem Havelſee anmuthig gelegen, in Erbpacht beſeſſen hatte.

Dieſer Ehe entſprangen zwei Söhne, unſer Wilhelm und der zwei Jahr jüngere Alexander; ſie verlebten Kindheit und erſte Jugend gemeinſam und genoſſen weſentlich die gleiche ausgezeichnete Erziehung und Vorbildung, deren Einleitung noch das Verdienſt des Vaters, deren Durchführung das der Mutter iſt. Die Abſicht war, da die militäriſche Laufbahn die Familie bisher nicht eben weit geführt, die jungen Edelleute für hohe Civilämter tüchtig zu machen; an einen vom Staatsdienſt abgekehrten, rein wiſſenſchaftlichen Beruf dachte man von Haus aus keineswegs. Allein Zeit und Ort brachten es mit ſich, daß die Vorbereitung auf jenen immerhin auch für dieſen den Grund legen konnte; denn in dem nämlichen

Ideal der Aufklärung kamen in Berlin während der letzten Jahre Friedrichs d. Gr. Staat und Gesellschaft, Litteratur und Schule überein. Und so ward gleich zum ersten Hofmeister der Gebrüder H. einer der eifrigsten Verehrer dieses Ideals erlesen: der junge Campe begann dort (1769 — 73 und abermals 1775—76) seine pädagogische Thätigkeit. Vornehmlich Wilhelm empfing von ihm anregenden Elementarunterricht; Campe's Theilnahme und vor allem seine Kinderschriften haben jedoch auch nach seinem Weggang noch die Fortschritte beider Knaben begleitet. Ungleich wichtiger ward für deren individuelle Ausbildung freilich der 1777 als Erzieher in Tegel eintretende G. J. Christian Kunth, der sich später als Beamter, durch Stein's Freundschaft geehrt, um die moderne Entwickelung des Gewerbewesens in Preußen wohlverdient gemacht. Ebenso gewissenhaft wie freisinnig schon als junger Mann, hat er die beiden H. nicht blos über ein Jahrzehnt hindurch bis in die Universitätsstudien hinein sicher geleitet; er gewährte vielmehr nach dem frühen Tode des Vaters an der Seite der durch ein schweres chronisches Leiden heimgesuchten Mutter dem ganzen Hausstand eine praktische Stütze. Kunth unterwies seine Zöglinge anfangs selber; für die höheren Curse jedoch, insbesondere für Mathematik, Griechisch und die modische Philosophie wurden allmählich die besten Lehrkräfte der Residenz zu Privatstunden angeworben, weshalb die heranwachsenden Brüder seit 1783 auch den Sommer in Berlin zuzubringen pflegten. Daran schlossen sich sodann noch andere Vorträge, bereits von akademischem Zuschnitt: statistisch-politische von Dohm, naturrechtliche von Klein, der an der Abfassung des Landrechts mitarbeitete. Den größten Theil seiner Bildung aber glaubte Wilhelm zunächst unter allen Lehrern dem philosophischen, Engel, schuldig zu sein; in die Popularphilosophie, dies Centrum der Auf-

klärung, ſchlägt denn auch der erſte litterariſche Verſuch des Neunzehnjährigen, ein 1787 in Zöllner's Leſebuch für alle Stände gedruckter Aufſatz, worin Sokrates und Plato als Zeugen für die Wahrheiten der natürlichen Religion vorgeführt werden. Die Früchte des Unterrichts zeitigte der Umgang, indem die jungen Herren v. H. alsbald auch mit den übrigen Häuptern der Berliner Weisheit, in deren Mitte noch der Schatten Leſſing's wandelte, den Bieſter, Teller, Mendelsſohn, Friedlaender und Genoſſen in freundliche Beziehung traten. Da übte man täglich jene befliſſen logiſche Denkweiſe, die mit Vorliebe dazu benutzt ward, das eigene Daſein unter ſteter rationaliſtiſcher Controle zu halten. Wilhelm v. H. gewann dabei materiell ein theoretiſches Intereſſe am Menſchen als ſolchem, während er formell ſein Talent zur Unterſuchung, Kritik und Erörterung methodiſch zu entwickeln vermochte. Dennoch ging er als ein Glied der jüngeren Generation von vornherein nicht auf in der ortsüblichen Verſtandeskrämerei der vorwaltenden Männer; hinter allem Witz ſeines Kopfes kam ſchon damals auch ſinnliche Natur und echte Herzensempfindung zum Vorſchein, die er in den wärmeren Regionen der Frauenwelt, zumal einer Henriette Herz gegenüber, getroſt in ſchwärmeriſchen Anwandlungen kundgab. Ein Geheimbund, den er dieſer Freundin ſtiften half, zum Zwecke der Beglückung durch Liebe auf Grund moraliſcher Veredlung, erfüllte die Correſpondenz ſeiner Studienzeit mit redſeliger Gefühlsdialektik.

Zwanzig Jahr alt, bezog er mit Bruder und Hofmeiſter die märkiſche Hochſchule, um Jura zu ſtudiren, während für Alexander Cameralia beſtimmt wurden. Auch dort hörten die Brüder faſt nur Privatiſſima; da jedoch auf der Viadrina im ganzen wenig zu holen war, ſo verließen ſie Frankfurt ſchon nach einem halben Jahre, Oſtern 1788, und Wilhelm allein ward von Kunth nach Göttingen übergeleitet, um fortan

auf eigenen Füßen zu ſtehen. Kaum drei Semeſter hat er der Georgia Auguſta angehört, aber vortrefflich vorbereitet, geſcheut und fleißig, wie er war, reichten ſie hin, um ſeine Berufsſtudien zu vollenden. Was immer an juriſtiſcher, politiſcher und hiſtoriſcher Disciplin auf dieſer Univerſität ihrem vornehmſten Zweck gemäß zu erwerben war, eignete ſich H. an, und doch nahm er zugleich mit noch lebhafterer Neigung die Alterthumswiſſenſchaft auf, wie ſie in Heyne's Colleg und Seminar dargeboten ward, ſo daß ihn dieſer zu den beſten Philologen ſeiner Schule rechnete. In den willkommenen Stunden der Einſamkeit aber verſenkte ſich der muſterhafte Student in Kant und erweckte bald Staunen über den Grad ſeiner Einſicht in das ſchwierige Syſtem, welches den bisherigen Jünger des „Philoſophen für die Welt" mit Macht in eine unendlich tiefere Schicht der Selbſtbetrachtung hinabzog. Sogar der ſpottluſtige Alexander, der ihm nach einjähriger Trennung nach Göttingen folgte, fing an, die jetzige Bildung des Bruders, ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit zu bewundern. Ueber Hörſaal und Büchern wurden indeß Leben und Welt nicht verſäumt. In Heyne's Hauſe lernte H. Forſter und Thereſe kennen, die gerade 1788 zwiſchen Wilna und Mainz in Göttingen raſteten und durch ihr geiſt- und gefühlvolles Weſen den ſtärkſten Eindruck auf ſeine empfängliche Seele machten. Die erſte Ferienreiſe führte ihn deshalb im Herbſt 1788 zu Forſter nach Mainz und von da ſtromab nach Pempelfort zu Jacobi, ins Hauptquartier der genialen und ſentimentalen Partei, in welchem H., dem feindlichen Lager der einſeitigen Verſtändigkeit ſchon entſchieden entfremdet, ſich leicht zurecht fand, ohne doch etwa ſelbſt zur phantaſtiſchen Fahne zu ſchwören. Unvergleichlich größere Scenen that ſodann das Jahr 1789 vor ihm auf. Bereitwillig ſchloß er ſich im Sommer dem begeiſterten Ausfluge

Campe's ins revolutionäre Frankreich an und ließ im August ein paar Wochen lang die buntesten Bilder des neu erregten Pariser Volkslebens an sich vorüberziehen. Auf der Heimfahrt sprach er wieder in Mainz vor und nahm im innigsten Verkehr mit Forster an der Schrift über Proselytenmacherei, welche dieser gegen die Unduldsamkeit der Berliner Aufklärer richtete, beirathenden Antheil. Von da durchzog er den Herbst über Südwestdeutschland und die Schweiz, nach Tagessitte mit gleich lebendigem Trieb um Naturgenuß und Kenntniß merkwürdiger Menschen bemüht. Wie sehr er jedoch dem gewöhnlichen Schlage der in Bildungsgeschäften Reisenden jener Zeit überlegen war, beweist der sichere Scharfblick, mit dem er sofort das hohle Treiben Lavater's durchschaute. Immer fester stellten sich ihm selber, den Extremen der Schwärmerei wie der Nüchternheit gegenüber, Kopf und Herz ins Gleichgewicht. Frei und besonnen, frisch und reif, in heiterer Gelassenheit, eine früh abgerundete Persönlichkeit, die deshalb nur ganz oder gar nicht zu ergreifen und zu halten ist, so geht er nun der Heimath und dem Beruf entgegen; noch unterwegs aber erwartet ihn ein verhängnißvoll ablenkendes Glück.

Im December 1789 lernte H. zu Erfurt im Kreise Dalberg's die Tochter des gewesenen Kammerpräsidenten v. Dacheröden, Karoline, genauer kennen, mit der ihn schon vor Jahr und Tag jene empfindsame „Loge" der Berliner Freundinnen in sympathische Beziehung gebracht. Die strahlende Anmuth und sinnige Liebenswürdigkeit, wodurch sie selbst in Schiller's Augen ungewöhnlich und idealisch erschien, fesselte H. dergestalt, daß er sich auf einem Weihnachtsbesuch, den man in Gesellschaft der nahbefreundeten Schwestern v. Lengefeld in Weimar abstattete, mit ihr versprach. Noch bis ins Frühjahr 1790 verweilte er dann in Erfurt und bildete dort

in der glücklichen Epoche eines natürlich erhöhten Eigengefühls die schon ursprünglich individualistische Anlage seines Wesens grundsätzlich zur Gesinnung aus. Er entwirft das Programm seines Lebens, indem er am 8. Februar 1790 an Forster schreibt: „Mir heißt ins Große und Ganze wirken auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt; man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehen und nutzen; der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellectuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andere, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist oder gewesen ist.“ Eine hocharistokratische Ansicht, die, rein ethisch genommen, sich noch gar wohl als ideeller Hintergrund mit direct gemeinnützigem Handeln vertrüge; und in der That entzog sich H. einem solchen nicht sogleich. Im Sommer 1790 trat er in Berlin seinen Probecursus im Staatsdienst als Referendar am Kammergericht an. Es waren die Zeiten des Wöllner'schen Regiments, das in seinem Kampf gegen alle geistige Unabhängigkeit einem Jüngling von solcher Erziehung und Richtung aufs tiefste verhaßt sein mußte. Desto mehr hätte er sich verpflichtet fühlen sollen, in der festen Stellung des Richters ausharrend, bessere Tage anbahnen zu helfen. Er freute sich seiner Mitwirkung im Unger'schen Proceß, wo er (Anfang 1791) neben seinem Lehrer Klein, dem das Urtheil oblag, das Protokoll zu führen hatte; er sah ein, daß er Nutzen stifte und künftig unendlich mehr werde stiften können. Trotzdem zog er sich nach Ablauf des Jahres im Sommer 1791 kaum 24jährig mit dem Titel eines Legationsrathes aus der Praxis völlig zurück; aus keinem anderen Grunde, als weil er darin ein Hinderniß für jenen Drang nach höchster Selbstbildung erblickte. Egoist, wiewol in edelster Gestalt, Epikureer, wenn auch vom feinsten Korn, nahm er dem

Schicksal, das ihn bisher verwöhnt, gewissermaßen die Arbeit seiner ferneren Verwöhnung ab. Seit Juli 1791 vermählt, widmet er sich einem idealistischen Stillleben, zunächst auf einem Gute des Schwiegervaters, Burg-Örner bei Hettstedt in der Mansfelder Grafschaft. Für eine Natur, wie die seine, mußte eine geistig ebenbürtige Ehe der unerschöpfliche Quell des reinsten Glückes werden, und so hat er daraus mit vollen Zügen fast 38 Jahre bis an den Tod der Gattin, ja auch hernach noch bis an den eigenen im geweihten Gefäße sehnsüchtigen Andenkens, genossen. Was er aber am meisten an der Lebensgefährtin rühmte, war wiederum, daß ihr Umgang durch sich selbst unmittelbar und unaufhörlich bilde, und zwar einen jeden in seiner eigenen Natur, da Ehrfurcht vor jeder inneren Freiheit einer ihrer Hauptzüge sei. So sah er sich denn an ihrer Seite von Anfang an in seinem wichtigsten Vorhaben kräftig gefördert und hoffte dabei, in glücklichen Stunden auch für andere zur Bereicherung oder Berichtigung der Ideen beitragen zu können, wozu ja alles Thun und Treiben in der Welt nur Mittel sei.

In diesen Burgfrieden beschaulichen Ideenlebens aber drang nun doch als Object zunächst gerade die Politik ein; der gewaltige Fortgang der Revolution, die sich eben anschickte, das Problem der besten Staatsordnung gemeingültig für die Menschheit zu lösen, gewann auch dem Einsiedler der Humanität eine kritische Betrachtung ab. Im August 1791 richtete H. an einen Berliner Freund einen Brief, den er dann in Biester's berlinischer Monatsschrift (Januar 1792) als „Ideen über Staatsverfassung durch die neue französische Constitution veranlaßt" ohne sein Zuthun gedruckt sah. Mit merkwürdigem realistischen Tact erklärt er darin jeden Versuch, einer Nation eine nach bloßen Grundsätzen der Vernunft systematisch entworfene Staatsverfassung aufzuerlegen, für

praktisch eitel; denn da die Vernunft überhaupt menschliche Kraft nur zu reizen und zu lenken, nicht aber zu erzeugen vermöge, so bedürfe es statt des abstracten Verfahrens vielmehr steter Rücksicht auf die concrete Gegenwart in ihrer ganzen individuellen Beschaffenheit; wodurch also im Gegensatz zur Revolution, deren anregende und erweckende Bedeutung selbst über die Grenzen Frankreichs hinaus H. gern anerkennt, eine dauerhafte Wirkung doch allein der Reform zugesprochen wird. Ganz richtig witterte Dalberg, den H., als er Anfang 1792 auf einige Zeit nach Erfurt übersiedelte, in näherem Verkehr seines sittlichen Strebens halber schätzen lernte, in solchen Sätzen zugleich eine Verurtheilung des josephinischen Staatsideals, dem er selber huldigte, und stellte deshalb dem Freunde die principielle Frage nach den Grenzen der Wirksamkeit des Staates. Hieraus erwuchs das im Mai 1792 vollendete Werkchen: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen", die erste größere Schrift Humboldt's, die übrigens an Geschlossenheit und Durchführung von keiner späteren erreicht wird. Die Berliner Censoren standen an, ihren Druck zu gestatten, und ehe dann Schiller anderwärts einen Verleger ausfand, stiegen H. selbst Zweifel an ihrer Vollkommenheit auf, sodaß 1792 nur drei Bruchstücke davon in der berlinischen Monatsschrift, ein viertes in der Thalia veröffentlicht ward, während der noch vorhandene Rest der Handschrift erst 1851 posthum ans Licht trat. So ist der höchst originellen Arbeit ein Einfluß auf die folgende Entwickelung der politischen Theorie entgangen, den sie bei ihrer einseitigen Energie sonst, theils anziehend, theils abstoßend sicherlich geübt haben würde. Sie bezeichnet nämlich, nur etwa von Fichte abgesehen, den Gipfel der naturrechtlichen Staatslehre nach der individualistischen Seite. Dem Endzweck der höchsten Freiheit und mannichfaltigsten Kraft-

entwickelung des Einzelnen gegenüber wird der Staat zur bloßen Nothanstalt für das einzige nicht anders zu befriedigende Bedürfniß der Sicherheit herabgedrückt, die er nach außen und innen durch Machtbereitschaft und Rechtspflege gewähren soll. Auf allen übrigen Gebieten wird die unselige Regiersucht, das anmaßende Bemühen, das physische oder gar das moralische Wohl der Individuen durch staatliche Fürsorge zu fördern, von H. aufs lebhafteste bekämpft. Was so dem Staat entzogen wird, theilt er der Gesellschaft zu, der freien Vereinigung der Individuen zu bestimmten Zwecken in selbstgewählten Formen; diesen Associationen aber spricht er doch wieder jede Spur von corporativer Festigkeit ab und damit jede Dauer über das momentane Belieben des Einzelnen hinaus, sodaß der Gefahr einer atomistischen Zersplitterung solches individuellen Gemeinlebens nirgend ernstlich vorgebaut wird. Man sieht, es ist lediglich die theoretische Negation der allgewaltigen Staatspraxis, wie sie etwa Friedrich d. Gr. im materiellen Bereich ausgeübt, sein Nachfolger auch auf das geistige Dasein auszudehnen trachtete; von positivem Ersatz ist kaum die Rede, denn auch die nationale Idee, welche das damalige Frankreich in all seinem Umsturz zusammenhielt, berührt das politische Denken Humboldt's so wenig, wie das seiner deutschen Zeitgenossen. Erscheint so seine Schrift hauptsächlich als eine Anklage wider das Wesen des Staatsverbandes, von dem er seine Thätigkeit soeben losgerissen, so dient sie damit natürlich andererseits zur Rechtfertigung dieser seiner subjectiven Handlungsweise. Bedauern und Mißbilligung der Freunde wusch er gleichsam ab im kühlen Element der reinen Theorie. Denn nur als solche stellt sich ihm selber seine Untersuchung dar, wiewol er immerhin hoffte, von deren Wahrheit auch den künftigen Regenten in Dalberg zu überzeugen. Allein dieser, der die Abhandlung mit dem Verfasser

sorgfältig durchging, beharrte nichtsdestoweniger bei seiner nahezu entgegengesetzten Ansicht, der er in einer 1793 anonym herausgegebenen Gegenschrift überschwänglich wie immer phrasenhafte Worte lieh.

Nachdem sich H. so auch in Gedanken wie vordem in Wirklichkeit vom öffentlichen Leben losgesagt, blieb ihm volle Muße für jenes rein humane Geschäft individueller Selbstentwickelung, dessen natürliche Reize er für sich und die Welt in das ernste Gewand der Pflicht gehüllt hatte. Es ist gewissermaßen eine zweite Studienzeit, die er nun in unvergleichlich erweitertem und zugleich erhöhtem Kreise durchläuft bis zu dem Augenblick, wo das ungeheure Schicksal des Vaterlandes auch an ihm die Bekehrung des genießenden Menschen zum entsagenden Bürger vollbringt. In dieser zweiten Studienzeit führt ihn ein günstiges Geschick von den Talenten zu den Genien: an Stelle der Heyne, Forster und Jacobi treten ihm die Wolf, Schiller und Goethe; statt der früheren flüchtigen Reisen an den Rhein, nach Paris, Süddeutschland und der Schweiz wird ihm sodann ein ausgiebiges Wandern und Weilen in der schönsten und denkwürdigsten Fremde, in Frankreich, Spanien und Italien gewährt. Das alles aber, soviel sich ihm darbietet an Geist und Natur, nimmt er frei und groß in sich auf mit dem ästhetischen Sinn, in welchem Genuß und Thätigkeit sich ununterscheidbar durchdringen; er lebt und webt darin mit ungetheilter Hingabe ohne jeden Ehrgeiz, zufrieden mit der bloßen Geltung seiner inneren Existenz, und wird durch solche Bescheidenheit des Vertrauens der schöpferischen Freunde desto würdiger. Unter den stillen Gesellschaftern sozusagen jener classischen Periode unserer Litteratur fiel ihm daher mit Recht die oberste Stelle zu.

Vornan steht unter Humboldt's neuen geistigen Verhältnissen das zu Friedrich August Wolf und seiner groß-

artigen Philologie. Schon früher war es zu flüchtiger Berührung beider Männer in Erfurt gekommen, schon durch seinen Jugendunterricht und zumal durch seine Göttinger Studien waren H. Liebe und Verehrung für das Alterthum eingeflößt worden, unmittelbar nach dem Abschluß seiner politischen Schrift hat er sich an die Uebersetzung einer pindarischen Ode gewagt, die er 1792 in Berlin erscheinen ließ; allein erst ein Besuch, den er im Sommer dieses Jahres in Halle machte, begründete persönlich und sachlich eine tiefe und unzerstörbare Verbindung. Besonders die nächsten anderthalb Jahre bis zu seiner Uebersiedlung nach Jena ergab er sich nun im regelmäßigen, zugleich freundschaftlichen und wissenschaftlichen Briefwechsel mit Wolf, welcher bisweilen durch gastliche Einkehr hüben und drüben lebendig angefrischt ward, dem emsig eindringenden Studium der Alten, vorzüglich der Griechen. In der winterlichen Einsamkeit zu Auleben, einem anderen, in der güldenen Aue belegenen Erbgut der Frau v. H., oder wieder auf Burg-Oerner, selbst durch die Gattin, die hier Griechisch von ihm lernte und mit ihm las, nicht unterbrochen, vergrub er sich so völlig und so befriedigt in dies Studium, daß, wie er versichert, auch der letzte Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, in ihm erstarb. Auch geräuschvollere Aufenthalte in Erfurt, Tegel, Dresden, Jena konnten deshalb nur äußerlich störend dazwischentreten. Der Grund nun, warum H. damals mit so einziger, jeden fremden Gedanken abweisender Begeisterung das griechische Alterthum ergriff, war der Glaube, auf keinem anderen Wege so unmittelbar sein inneres Ziel vollendeter menschlicher Bildung erreichen zu können; denn in den Griechen erkennt er das Muster vielseitiger und harmonischer Humanität und somit den größten Gegenstand geistig aneignender Betrachtung. Diese ursprünglich private Auffassung aber er-

hielt eine ins allgemeine wirkende Bedeutung, indem H. sie Anfang 1793 auf Wolf's Anmahnung für diesen schriftlich entwickelte. Der geniale Reformator der Alterthumswissenschaft empfing in dieser „Skizze über die Griechen" aus der Feder seines philologischen Genossen erst die wahrhaft ideale Verklärung der Summe seiner eigenen gelehrten Bestrebungen; Grundgedanken und Hauptsätze der Arbeit Humboldt's hat er noch 1807 in seiner „Darstellung der Alterthumswissenschaft" verwerthet und verbreitet, und so ist der naive Hellenismus der ersten Humanisten, wie er in Humboldt's Weltansicht wieder aufgelebt und von ihm zum philosophischen Bewußtsein gesteigert war, in die neue kritische Aera der classischen Studien übergegangen. H. selber ist nicht dazu gediehen, aus jener Skizze etwas ausgeführtes hervorzugestalten, wie es ihm noch in den folgenden Jahren als Schilderung der griechischen Individualität, als Bild des griechischen Dichtergeistes oder endlich — in immer engeren Umrissen — als Charakteristik der hellenischen Lyrik, ja Pindar's allein, vorschwebte. Für die Hauptsache galt ihm stets, daß eine solche Idee das Leben beständig begleite; es schade nichts, wenn sie auch nie zustande käme; noch unsäglich weniger aber war ihm natürlich an Publication des etwa zustande gekommenen gelegen. So erschienen denn bei seinen Lebzeiten von einschlagenden Stücken in verschiedenen Zeitschriften nur noch die Uebersetzung eines Chores aus Aeschylus' Eumeniden (1793), die zweier weiterer Pindaroden (1795—97), während ungefähr ein Dutzend anderer erst aus seinem Nachlaß herausgegeben wurden, ferner die bewundernde Anzeige von Wolf's Edition der Odyssee (1795) und endlich 1816 als Buch die der Gemahlin gewidmete Uebersetzung des aeschyleischen Agamemnon, ein Product zwanzig Jahre lang wieder und wieder aufgenommener, zuletzt bis zur peinlichsten Ueberfeinerung angestrengter Arbeit. Wie

ihn nämlich die beiden ſchwungvollſten helleniſchen Dichter am meiſten anzogen, ſo hielt er andererſeits eine metriſch und grammatiſch charaktertreue Ueberſetzung überhaupt für das zweckmäßigſte Mittel zum activen Verſtändniß antiker Poeſie. Glücklicherweiſe jedoch iſt der Welt von Humboldt's lebenslänglicher claſſiſcher Privatlectüre, die er ſelbſt im Staatsamt als Gegengift gegen die menſchenverderbenden Acten gebraucht hat, wenigſtens indirect unendlich viel mehr zugute gekommen. Denn nicht allein lieferte ihm das griechiſche Alterthum werthvolles Material für die äſthetiſche Theorie, mit der er Schiller und Goethe beifällig an die Hand ging; vor allen Dingen ſog er aus jener ſtillvergnügten Philologie den grenzenloſen Enthuſiasmus für die Sprache als ſolche, der ihn ſpäter auf dem Felde der allgemeinen Linguiſtik zu wahrhaft bedeutender eigener Production anfeuerte. Man muß in ſeinen Briefen an Welcker leſen, wie er (am 18. März 1823) einige Verſe des Homer, und wenn ſie aus dem Schiffskatalog wären, für den höchſten denkbaren Troſt im Momente des Todes erklärt, oder ein andermal (im Februar 1826) die Idee, daß alle wahrhafte Geiſtesbildung aus den Eigenthümlichkeiten des attiſchen Dialekts hervorgehe, als ſein unverändertes Glaubensbekenntniß ausſpricht, um zu ermeſſen, wie viel Nahrung ſein ſprachwiſſenſchaftlicher Trieb aus dem Boden ſeiner Alterthumskunde gezogen hat. Daß dies aber von vornherein geſchehen konnte, wofür man frühes Zeugniß in ſeinem Briefwechſel mit Schiller findet, verdankt er doch wol vornehmlich dem methodiſchen Muſter des großen Philologen von Halle. Gleich den Helden bei ihrem Homer tauſchten die Gaſtfreunde Wolf und H. ihre Rüſtung aus: wenn der eine ſeiner geübten Alterthumswiſſenſchaft die Weihe der reinſten humaniſtiſchen Idee heimbrachte, trug der andere die Technik der grammatiſchen Einſicht für die künftigen Aufgaben ſeiner vergleichenden Sprachforſchung davon.

Ende Februar 1794 siedelte H. nach Jena über, wo er bis zur Mitte des folgenden Jahres 16 Monate lang verweilte. Durch die zunehmende Krankheit der Mutter in Berlin festgehalten, fand er dann erst im Spätherbst 1796 Gelegenheit zu einem zweiten, leider nur halbjährigen Jenenser Aufenthalt. Es war die glücklichste Constellation in seiner Lebensbahn, als ihm so, wie er noch spät in poetischer Erinnerung rühmt, das Schicksal die beiden strahlverwandten Zwillingssterne, Schiller und Goethe, in Freundesnähe rückte. Eben eigentlich um Schiller's willen, den er bei früheren Begegnungen stets höher hatte schätzen lernen, zog er nach Jena; und von nun an verband beide feste Männerfreundschaft, die, auf intellectuelle und moralische Harmonie gegründet, auch hernach in der Trennung unversehrt blieb. Was H. diese ideenreichsten Tage seines Lebens, wie er sie nach Schiller's Tode genannt hat, geistig bedeuteten, darüber bedarf es keines Wortes. Daß auch Schiller dabei nicht leer ausging, beweist für das verklungene Gespräch, worin beide Meister waren, der erhaltene Briefwechsel, wie er zumal in jener Pause des persönlichen Umgangs 1795—96 eifrig gepflogen ward. Für die ästhetische Speculation, mittels deren sich der Dichter damals von der Wissenschaft zur Poesie zurück die Brücke schlug, ließ sich kein besserer Gehülfe denken als H., der bei gleicher dialektischer Gabe mindestens ebenso gründlich im Kant Bescheid wußte, vor allem jedoch aus eigener Bewanderung die unendlich feinere und richtigere Kenntniß der Griechen besaß. Die wieder anhebende poetische Praxis des Freundes aber begrüßt, begleitet und bestärkt er dann mit dem lebendigsten Antheil unbegrenzter Empfänglichkeit. Neben dem auffordernden Schöpferbeispiel Goethe's und dem orientirenden Kennerurtheil Körner's bot H. durch auslegende Doctrin ermuthigende Bestätigung dar. Unmittelbare Dienste leistete freilich nur seine sprachliche Detail-

kritik; sichtlich angeregt hat er unter den Producten der didaktischen Lyrik Schiller's, die er so innig verehrte, höchstens die Würde der Frauen, die Geschlechter und einige nächstverwandte Epigramme. Den irreführenden Rath, den Wallenstein in Prosa zu schreiben, wird man gering anschlagen gegen die überzeugende Gewißheit, mit der er dem zweifelnden Dichter als die ihm eigentlich bestimmte Gattung das heroische Drama anwies. Die Hauptsache bleibt, daß die ganze merkwürdige Individualität Schiller's von niemand anders mit so anschmiegendem Nachfühlen und -denken begriffen ward, als von H. Ist er schon damals, wo es etwa nöthig war, wie 1795 in Berlin Gentz oder Rahel gegenüber, zum beredten Apostel des Dichters geworden, so ward viel wichtiger noch sein Entschluß, das treubewahrte Charakterbild des Verewigten einer hochmüthig vergessenden jüngeren Generation in reinen Zügen wieder vor Augen zu stellen. Angetrieben durch das Erscheinen des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels, gab H. 1830 auch seine eigene Correspondenz mit dem Freunde in sorglicher Auswahl des wirklich Bedeutenden heraus und leitete das Buch ein durch eine „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung", welche, wie sie beiläufig auch Kant durch das schönste und gerechteste Lob ehrt, das ihm jemals gespendet worden, so über Schiller's Denk- und Dichtart im allgemeinen und die Natur seines Idealismus insbesondere den triftigsten Inhalt in bündigster Form ausspricht; eine seitdem oft umschriebene, jedoch nie übertroffene Darstellung. Derselbe Mann aber, der so zwischen Schiller und der Nachwelt vermittelte, vermochte zugleich den theoretischen Unterhändler zwischen Goethe und der Mitwelt abzugeben. Aeußerlich knüpfte das neue Verhältniß ungezwungen an die epochemachende Verbindung an, welche gerade im Sommer 1794 die Dichterfürsten selber eingingen; man glaubt

es gern, wenn H. dann im März 1797 von einer unendlich interessanten Existenz an Körner berichtet, die er in Jena zwischen beiden führe, mitten im Feuer der Composition von Hermann und Dorothea und Wallenstein. Innerlich verstand sich für den Jünger der Hellenen, in dessen eigener Seele neben dem Gedanken auch die Anschauung kräftig lebte, begeisterte Freude am Wesen Goethe's von selbst. Auch dieser aber fühlte sich durch die klare Einsicht in sein Wollen und Vollbringen, die ihm H. entgegenbrachte, schon beim Wilhelm Meister wahrhaft gefördert; dankbar gehorcht er so manchem prosodischen Winke des philologischen Freundes, der in Berlin den Druck des Musenalmanachs überwacht, bei der Vollendung seines epischen Gedichts; ebenso überraschend wie tröstlich kam ihm endlich 1798 aus dessen Händen von Paris der zu einem Buch angeschwollene, 1799 als solches veröffentlichte „ästhetische Versuch über Hermann und Dorothea", der seinen doppelten Zweck, an diesem einen Gedichte die Gesetze der epischen, ja aller Poesie zu entwickeln und zugleich Goethe's individuellen Dichtercharakter zu schildern, in einer für den letzteren äußerst schmeichelhaften Weise verfolgt und erreicht. Ein Werk unstreitig von höchster kunstwissenschaftlicher Gediegenheit, das jedoch eben deshalb, schwerfällig wie es überdies einhertritt, auf die Studien der Späteren größeren Einfluß geübt hat als auf den Genuß des zeitgenössischen Publicums. Sein Lebelang erblickte darauf Goethe mit Recht in H. den geistig Vertrauten, einen der echten alten Freunde aus der Schiller'schen Zeit, wie er sich 1823 ausdrückt; durch jeden seiner Besuche fühlt er sich belebt und angeregt; es war kein Zufall, wenn die letzten Sätze, die er dictirt hat, mit die tiefsinnigsten, die ihm je entströmten, gerade an diesen Freund gerichtet wurden. Denn mittlerweile war er ihm abermals Dank für die öffentliche Interpretation, diesmal seiner gesammten

geiſtigen Eigenart, ſchuldig geworden durch den herrlichen Aufſatz „Ueber Goethe's zweiten römiſchen Aufenthalt", den H. 1830, unmittelbar nach jener Erinnerung an Schiller, auf Varnhagen's Bitte für die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik verfaßte und der wiederum zugleich epiſodiſch neben dem Genius Goethe's den Genius Roms in unnachahmlicher Charakteriſtik feiert. Man gewahrt, wie das energiſche Licht jener kurzen Jenenſer Tage das geiſtige Daſein Humboldt's für alle Folgezeit verklärt hat; kaum kommt dagegen in Betracht, wie viel oder wenig litterariſche Frucht es momentan unter ſeiner Hand reifen ließ. Wirklich gelang es ſelbſt dem feurigen Schiller nicht, den Freund im Intereſſe der eben gegründeten Horen zum emſigen Schriftſteller zu erziehen; für dieſe brachte H., nachdem er 1794 die Jenaer Litteraturzeitung mit einer unverzeihlich günſtigen Recenſion von Jacobi's Woldemar bedacht, 1795 nur die Aufſätze „Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur" und „Ueber die männliche und weibliche Form" zuſtande. Sie erregen unſere Aufmerkſamkeit vornehmlich durch den Grundgedanken, dem ſie entſtammen. Immer deutlicher nämlich offenbarte zu jener Zeit H. ſich und den Freunden als die Summe ſeiner Beſtrebungen eine Charakteriſtik des Menſchen überhaupt, welche ſowol die ideale Fähigkeit als die reale Leiſtung deſſelben philoſophiſch zu beſtimmen und empiriſch zu ermitteln habe, um zuletzt in die praktiſche Spitze einer Theorie der Menſchenbildung auszulaufen. Als ſolide Vorſtufe zu ſolcher Wiſſenſchaft erſchien ihm die kritiſche Philoſophie Kant's, als beſte Schule dazu das Studium der griechiſchen Antike. Dem nämlichen Ziele ſtrebten ſeine äſthetiſchen Bemühungen zu, weshalb ihm die Betrachtung einer einzelnen Epopöe zur Theorie der künſtleriſchen Einbildungskraft emporwuchs; von demſelben Geſichtspunkt aus entwarf er allerhand geſchichtsphiloſophiſche Pläne,

unter ihn hatte er schon ehedem Staat und Gesellschaft gerückt, von ihm aus beobachtete er die geniale Persönlichkeit der Freunde und vor allem wieder und wieder den stillen Gang seines eigenen Lebens. Die erwähnten Horenaufsätze aber suchen nun, gestützt auf einen anatomischen Curs, den er im ersten Jenenser Winter gemeinsam mit Goethe bei Loder durchgemacht, ein Hauptproblem der gewöhnlichen Anthropologie, mit der man Humboldt's höhere Menschenkunde sonst nicht schlechthin verwechseln darf, im Sinne der letzteren zu lösen. So bildete, merkwürdig genug, in derselben Epoche, in der vor dem Geiste seines Bruders Alexander zuerst die Conception einer Weltphysik, einer Theorie des Makrokosmos aufstieg, Wilhelm v. H. mit gleich starkem Triebe nach Universalität und Totalität die Idee einer Humanitätslehre, einer Theorie des menschlichen Mikrokosmos in sich aus; eine Idee, die, von Jugend auf in ihm vorbereitet, ihn von da an niemals verlassen und am Ende in seiner Sprachphilosophie eine zwar unvollständige, aber großartige Ausführung gefunden hat.

Dieselbe Idee nun leitet hinüber zum nächsten Abschnitt in Humboldt's Leben, zur Periode seiner Reisen und seines Aufenthalts im Ausland, 1797—1808; vergleichende Anthropologie hat ihn in die Ferne gelockt und dort vorzugsweise beschäftigt. Wenn er schon im Sommer 1796 einen raschen Ausflug nach dem deutschen Norden unternommen, dessen Hauptertrag die persönliche Bekanntschaft mit Voß bildete, so wurden große Reisen ihm wie dem Bruder doch erst möglich nach dem Tode der Mutter, welcher beiden ein beträchtliches Vermögen direct zur Verfügung stellte. Miteinander verließen sie denn im Juni 1797 die Heimath, um über Dresden und Wien im Herbst Italien zu erreichen; allein der Krieg schreckte sie von dort ab, und H. wandte sich mit den Seinen nach Paris, wo er im Spätjahr seinen Wohnsitz aufschlug

und, mit einiger Unterbrechung freilich, bis zum Sommer 1801 behielt. Alexander's Beispiel nämlich, der ihm daselbst 1798, bevor er über Spanien nach Amerika ging, eine Zeitlang Gesellschaft geleistet, sowie der Wunsch, doch irgend ein Stück echten Südens anschaulich kennen zu lernen, bewog auch den älteren Bruder im Herbst 1799 zu einer halbjährigen Rundfahrt durch die iberische Halbinsel; ja die Neigung, die er dabei für die Erforschung des Baskischen gefaßt, rief ihn im Frühling 1801 noch einmal auf mehrere Wochen nach Gascogne und Biscaya. Immerhin umspannt die Pariser Existenz Humboldt's drei volle Jahre; aber so behaglich ihm auch die Liebenswürdigkeit der Gemahlin sein Hauswesen zum Schauplatz geistreicher Geselligkeit einzurichten wußte, dennoch hat er sich dort, was sich von dem eiligen und unbequemen Zuge durch Spanien ohnehin von selbst versteht, nie eigentlich heimisch gefühlt. Denn gemüthlich ward er in seiner national-deutschen Empfindung gerade durch den Rückschlag dessen lebhaft bestärkt, was ihn intellectuell so mächtig anzog, das Studium des menschlichen Charakters in der Varietät fremdartigen Volksthums. Beides erhellt deutlich aus der hochinteressanten Correspondenz, durch die er sich mit Schiller, Körner, Wolf, vor allem mit Goethe in Einvernehmen erhielt. Charakteristik der Franzosen ist das Hauptthema dieser Briefe. Kein Wort dabei von Politik, um die er sich nicht im mindesten kümmert; selbst die Historie streift er nur leicht, wie z. B. wenn er die französische Gesichtsbildung an den Denkmälern im Augustinermuseum durch alle Zeitalter in scharfsinnigem Vergleiche verfolgt. Desto eindringender behandelt er jene Frage vonseiten der ästhetischen Kritik; er untersucht und erörtert meisterhaft in Litteratur und Malerei, vornehmlich aber in den darstellenden Künsten des Theaters das specifisch Französische, das er natürlich am häufigsten durch den

Gegensatz des Deutschen erläutert. Innig erfreut brachte Goethe außer anderen kürzeren Briefstücken die ganze schlagende Ausführung des Freundes „über die gegenwärtige französische tragische Bühne“ in seinen Propyläen zum Abdruck. Auf spanischem Boden tritt dann noch die eigenthümliche Landesnatur als Hintergrund der Volksexistenz hinzu, wie am besten die glänzende Schilderung des Montserrat darthut, die ebenfalls für die Propyläen bestimmt, doch erst 1803 in einem geographischen Journal veröffentlicht ward. Bei weitem das wichtigste aber war, daß H. hier von dem frappanten Eindruck, den die originelle Physiognomie des baskischen Völkchens auf ihn machte, den Anstoß zur Vertiefung in dessen merkwürdige Sprache empfing. Linguistische Gesichtspunkte thun sich zwar schon in seinen Studien über den französischen Nationalcharakter bedeutend hervor; bald nach seiner Ankunft in Paris, im December 1797, spricht er gegen Körner den Satz aus, daß für die Cultur einer Nation schlechterdings nichts so wichtig sei als ihre Sprache, in solchem Sinne setzt er dann Goethe den Vorzug des Französischen vor dem Provenzalischen auseinander. Erst das Baskische jedoch reift Ende 1799 in ihm den Entschluß, sich künftig ausschließender dem Sprachstudium zu widmen, eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen als ernste Arbeit auf seine Schultern zu nehmen. Die Geschichte unserer Sprachforschung hat Ursache, diese individuellen Daten neben ähnlichen aus dem Entwickelungsgange der Bopp und Grimm im Gedächtniß zu behalten. Für Humboldt's äußere Lebensführung lag in dem ausgesprochenen Vorsatz insofern eine Wendung, als es nun nach der einschränkenden Umänderung der anthropologischen in eine linguistische Tendenz für ihn persönlicher Anwesenheit im Auslande kaum mehr bedurfte; und wirklich sehen wir ihn heimkehren, sobald er sich auf jener zweiten baskischen Reise

in Beſitz des nöthigen ſprachwiſſenſchaftlichen Materials geſetzt. Wenn er trotzdem nach fünfviertel Jahren im Herbſt 1802 Berlin aufs neue den Rücken wendet, ſo erklärt ſich das aus einem günſtigen Zufall. Nach Italien hatte ja urſprünglich ſein Verlangen geſtanden, Frankreich ſowol wie Spanien waren ihm bloße Surrogate dafür geweſen. Jetzt ward ihm auf Beyme's Vorſchlag der Poſten des preußiſchen Miniſterreſidenten in Rom an Uhden's Stelle angeboten, und gern ergriff er, ſparſam wie er war, die Gelegenheit, in einem geſchäftlich durchaus nicht drückenden, ſo gut wie unpolitiſchen Amte den nur vertagten Herzenswunſch zu befriedigen. So geſchah es, daß erſt ein ſechsjähriger Aufenthalt an der Tiber ſein romaniſches Decennium, das vierte ſeines Lebens, das der Wanderjahre, zum Abſchluß brachte. Rom nun erfüllte H. reichlich, was er ſich von ihm verſprochen. Seine officielle Thätigkeit, als unbewußte Vorübung zu ernſterem Beruf immerhin ſchätzbar, hatte an ſich allerdings nicht viel zu bedeuten; indem ſie jedoch, ihrer mehr conſulariſchen als hochdiplomatiſchen Natur gemäß, ihm die urbane Pflege intereſſanter Privatbeziehungen zur angenehmen Pflicht machte, erhob ſie ihn und ſein Haus zum Centrum vielſeitig angeregten Verkehrs für Römer und Barbaren. So gewann er, weſentlich unterſtützt durch die Gattin, die ihn an Verſtändniß der Malerei überragte, während ihn zur Plaſtik unmittelbar der Geiſt des Alterthums hinzog, alsbald vertraute Fühlung mit den aufſtrebenden Erneuerern der Kunſt, den Thorwaldſen, Rauch, Schick und Genoſſen. Durch Kauf und Beſtellung hat er ſchon damals den Augentroſt ſeines Alters begründet, die kleine, aber edle Tegeler Sammlung, welche ihm nach 1815 der Dank des wiederhergeſtellten Pius VII. durch Geſchenke vermehren half; zugleich erwarb er, was wichtiger war, jene Fülle von Anſchauung und Urtheil, die hernach in Berlin der Einrichtung

des Museums und der Stiftung und Leitung des Kunstvereins zustatten kam. Wenn er übrigens eine wahrhaft wissenschaftliche Luft in Italien entschieden vermißte, so betrieb er desto ungestörter sein stilles Sprachstudium, worein ihm nun auch Lectüre und Uebersetzung der Classiker mehr und mehr aufging. Jetzt (1804) glaubt er die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannichfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren. Kostbaren Stoff dazu entnahm er den Bibliotheken der Propaganda; noch selteneren übergab ihm 1805 beim Wiedersehen der von Amerika zurückgekehrte Bruder. Man sieht, wie mancherlei künftigen Segen auch diese römischen Jahre für H. in sich bargen; trotzdem muß man sie wol als die bedenklichste Zeit in seinem Leben bezeichnen, denn im Zauber ihrer Gegenwart gerieth er in Gefahr, in Gedankenschwelgerei zu verweichlichen. Unter den Humanisten aller Jahrhunderte ward kein anderer so gewaltig von der Idee und der Erscheinung Roms ergriffen; sogar Goethe weiß in seinem Winckelmann „jenen großen Zustand“ nicht ausdrucksvoller zu beschreiben, als durch die berüchtigte Kraftstelle einer römischen Epistel Humboldt's. Ob auf den sieben Hügeln selbst oder in der Sommerfrische der Albanerberge, durch alle Sinne strömt in seine Seele wie aus einem mystischen Symbol die Empfindung jenes Ganzen der Menschennatur und -geschichte, nach dessen Erkenntniß sein Verstand so lange getrachtet; eben deshalb stand zu befürchten, daß er hier, in Genuß versunken, der Arbeit allgemach vergessen werde. Denn daß zu poetischer Befreiung seine Gestaltungskraft nicht hinreichte, beweisen recht deutlich gerade die 1806 an Frau v. Wolzogen gerichteten Stanzen zum Preise Roms, gleich Humboldt's übrigen elegischen und didaktischen Gedichten ein formell mißlungener Versuch in Schiller's Manier. Als er dann zwei Knaben als

Opfer des Klimas an der Pyramide des Cestius bestatten mußte, ward seine Liebe zu dem erinnerungsreichen Boden nur noch herzlicher. Kein Wunder, daß ihn selbst die Katastrophe des Vaterlandes nur mühsam losriß: mit der dringenden Hoffnung auf baldige Rückkehr kam er im Herbst 1808 über die Alpen. Nicht ohne List vermochte die Geschichte für ihre höheren Zwecke seiner habhaft zu werden.

Humboldt's eigenes Vermögen war in den durch die zweite Theilung Polens an Preußen gefallenen Landschaften hypothekarisch angelegt worden und trug seit dem Kriege von 1806 keine Zinsen mehr; Anfang 1809 ward sogar das Kapital selber auf mehrere Jahre von der Warschauer Regierung in Beschlag genommen. Tegel kostete jetzt mehr als es einbrachte; die Dacheröden'schen Güter endlich waren gleichfalls seit der Schlacht von Jena durch Plünderung und Contributionen verschuldet und verfallen, so daß H. den Schwiegervater unterstützen mußte und auch durch dessen Tod (Ende 1809) eine zunächst sehr unfruchtbare Erbschaft überkam. Diese Verhältnisse sind die folgende Zeit hindurch nicht ohne wesentlichen Einfluß auf sein Verharren in den verschiedenen Formen des Staatsdienstes geblieben; sie bildeten wol noch 1817 einen Beweggrund zur Annahme der belohnenden Staatsdotation, wozu er sich die stattliche Herrschaft Ottmachau in Schlesien auserlas. Indessen soll dadurch das Verdienst seiner inneren Umkehr nimmermehr geschmälert werden; denn wenn er auch um jener Privatangelegenheiten willen von Rom aufbrach, so geschah es doch zugleich mit dem ausgesprochenen Vorsatz, in Deutschland, an das er sich durch das Unglück der Zeit in tiefer Seele enger geknüpft fühlte, muthiges Streben und selbstbewußte Haltung zu zeigen und zu verbreiten. In dieser Stimmung traf ihn am 6. Januar 1809 zu Erfurt der dem Könige durch Stein selber empfohlene Antrag, in der nach

dessen Abgange gebildeten Regierung unter dem Minister des Inneren, Humboldt's altem Universitätsgenossen Alexander Dohna, die Section für Cultus und Unterricht zu übernehmen. Sein zusagender Entschluß ward erleichtert durch die nahe Aussicht auf den Untergang des Kirchenstaates; ohne Zweifel aber gab die positive Erwägung seiner Pflicht gegen das Vaterland den Ausschlag. Allerdings galt es dabei nicht blos, dem Ideal der eigenen Lebensführung vorläufig zu entsagen; auch der politischen Theorie, die er vor 16 Jahren rücksichtslos entwickelt hatte, mußte sich H. nun bereit machen mit aller Kraft entgegenzuhandeln. Ohne Zaudern gab er auf, was von seinen Lehrsätzen der lebendige Weltlauf gerichtet; der Mann, welcher einst jegliches Bemühen des Staates um öffentliche Erziehung für eitel, ja für schädlich erachtet, nahm nun eben diese Aufgabe von Staatswegen mit ernster Freudigkeit in die Hand. Noch im Januar eilt er nach Berlin, im April nach Königsberg, wo bis zum Ende des Jahres der Sitz der Regierung blieb; 1810 wirkt er dann in Berlin weiter, auch nach der Mitte Juni erfolgten Ernennung zum Gesandten in Wien noch bis zur Abreise, Mitte August, im bisherigen Beruf unermüdlich thätig. Ein Ministerium von nur anderthalbjähriger Dauer; allein an ihm haftet nicht blos der ruhmvollste Theil von Humboldt's Andenken, es macht zugleich in der preußischen Staatsgeschichte, von Scharnhorst's verborgenem Wirken abgesehen, den einzigen, aber desto glänzenderen Ehrentitel für jenes Interregnum zwischen Stein und Hardenberg aus. Großes in so kurzer Frist zu leisten war indeß nur möglich durch die Verbindung zweier Eigenschaften, von denen die eine, zäh ausharrender Fleiß, von H. in seinen gelehrten Privatstudien längst geübt worden war, die andere jedoch, nach so geringen Beweisen wirklicher Productivität auf litterarischem Gebiete, jetzt fast überraschend an ihm hervortritt, die Gabe

abzuſchließen, ein Ergebniß bei ſich feſtzuſtellen und alsdann bei anderen durchzuſetzen. Mit einem Wort: der eingefleiſchte Theoretiker enthüllte ſich als ausgezeichneter Geſchäftsmann; er zeigte ſich als ſolchen auch in der Arbeitstheilung, in der Benutzung der ihm zugeſellten oder untergebenen Kräfte. Mit tactvoller Zurückhaltung ließ er im Cultus Nicolovius walten; im Schulweſen bedurfte der treffliche Süvern meiſt nur der Unterſtützung. Indem er dieſe im entſcheidenden Moment gewährte, erwarb ſich H. eigenes Verdienſt um die Einführung der Peſtalozzi'ſchen Methode, die er früher verkannt, in den Elementarunterricht, ſowie um die der Folgezeit maßgebende Reform der Gymnaſien, wobei er auch Wolf zu Rathe zog. Auf Goethe's Fürwort überwand er ſeine an Widerwillen grenzende Abneigung gegen die Tonkunſt ſoweit, daß er dem Vorſchlage Zelter's, dem er eine akademiſche Profeſſur verſchaffte, zur öffentlichen Hebung beſonders der kirchlichen Muſik eindringende Gründe lieh. Wie frei er überhaupt daſtand von dünkelhaftem Vertrauen in die Einſicht der Behörde als ſolcher, beweiſt die ideale Inſtruction, die er für die wiſſenſchaftliche Deputation entwarf, ein aus den erſten Gelehrten zuſammengeſetztes Organ, welches der im Lauf der Praxis befangenen Verwaltung die reinen Grundſätze der höchſten allgemeinen Bildung ſtets vor Augen halten ſollte: wie ſchmerzlich war es ihm, daß der alte Freund Wolf die eigens für ihn zubereitete Stelle eines Directors dieſer Deputation in hochmüthigem Mißvergnügen von ſich ſtieß! Durchaus ſelbſtändig aber und mit der ganzen Energie kaltblütiger Begeiſterung hat H. auf dem Felde des Univerſitätsweſens gearbeitet. Königsberg ward durch Berufung hervorragender Docenten und durch den Entſchluß zur Errichtung ſeiner bald ſo wichtigen Sternwarte einer neuen Blüthe entgegengeführt; Frankfurt erhielt in ſeiner proviſoriſchen Fortdauer Aufmunterung und Beihülfe;

Breslau ward als künftige Bildungsstätte der katholischen Theologen in Aussicht genommen. Alles andere jedoch tritt weit in Schatten gegen die Gründung der Berliner Hochschule; daß und wie sie zustande kam, ist unstreitig Humboldt's Werk. Wie viel auch seit zehn Jahren im stillen, seit 1807 laut und öffentlich davon geredet, geschrieben und gedruckt worden, noch war die Schwelle nicht überschritten, die den Gedanken von der Handlung trennt; ja der schon ausgesprochene Vorsatz war eben im Gedränge der Worte und Wünsche wieder wankend geworden. Auch H. ward einen Augenblick von dem Bedenken angewandelt, ob der Hauptsitz der Staatsregierung einen gedeihlichen Boden für die freie Pflege der Wissenschaft darbiete; dann ergriff er gerade die Idee einer organischen Verbindung aller Culturanstalten der Residenz mit Entschiedenheit. Insbesondere der Akademie der Wissenschaften dachte er durch ein richtiges Maß von Anlehnung und Absonderung ein höheres Dasein neben der Universität zu verschaffen und hat in der That eben durch die Stiftung der letzteren auch für die erstere eine neue Aera eröffnet, die dritte seit Leibniz und Friedrich d. Gr., die nicht wieder gleich den früheren in Verfall ausgemündet ist. Aber auch die Kunstinstitute sollten mit denen der Gelehrsamkeit in Wechselwirkung treten, sodaß der zu Anfang 1810 von anderer Seite her auftauchende Vorschlag zur Gründung eines Museums sofort vom Könige selbst an den Generalplan Humboldt's angeknüpft werden konnte, welchem dann zwanzig Jahre später mit Recht eine Hauptrolle bei der Ausführung jenes Vorschlags zufiel. Vorderhand mochte es schon als ein Wunder erscheinen, daß der so tief gedemüthigte und ermattete Staat auch nur zu der einen, wichtigsten Schöpfung Muth und Stärke fand. Erst als H. sich von der Möglichkeit des Gelingens überzeugt, überreichte er am 24. Juli 1809 den am 10. verfaßten Antrag auf Gründung einer Universi-

tät in Berlin und deren Ausstattung mit einem Domanialvermögen von 150,000 Thaler jährlichem Ertrag. Er hat in diesem und in späteren Actenstücken der politischen und nationalen Bedeutung des großen Unternehmens für Gegenwart und Zukunft in schlichten Worten hinreißenden Ausdruck gegeben. Untrennbar fiel ihm dabei das deutsche Interesse mit dem preußischen zusammen; während er (im April 1810) die von Friedrich d. Gr. aus engherziger Wirthschaftspolitik aufgehobene Freizügigkeit der Preußen nach allen deutschen Hochschulen unbedingt wiederherstellte, sollte Berlin jetzt umgekehrt der deutschen Wissenschaft, während sie rings von Krieg und Fremdherrschaft verscheucht ward, die letzte, kaum noch gehoffte Freistatt aufthun. Eben dies aber sollte wiederum dem Staate Preußen das beste, ja einzige Mittel gewähren, um die Achtung der Nation zu gewinnen, durch einen eigenthümlichen Vorzug den ersten Rang in Deutschland zu behaupten und über seine eigenen Grenzen hinaus auf die intellectuelle und moralische Richtung desselben den entschiedensten Einfluß auszuüben. In diesem, ebenso patriotischen wie idealistischen Geiste hat denn H., nachdem der König am 16. August seinen Antrag in allen Stücken genehmigt, ein Jahr lang mit siegreicher Anstrengung daran gearbeitet, die Hindernisse hinwegzuräumen, welche der Unterkunft, Ausrüstung und Einrichtung der Universität noch im Wege standen. Vor allem die Berufung der Lehrer ist die eigenste Leistung seiner Einsicht und Gewandtheit; den Institutionen gab er im Widerstreit der Meinungen eine wahrhaft lebensfähige, zwischen dem historisch Bewährten und dem modern Verständigen vermittelnde Richtung. Als er zum allgemeinen Bedauern aus dem Amte schied, durfte er doch sich und andere damit beruhigen, daß alles Wesentliche vollbracht sei und die endgültige Eröffnung der nun vollständigen Hochschule unmittelbar, im Herbst

1810, bevorſtehe. Ausſprüche Goethe's und Stein's beweiſen, daß er den Beſten der Zeit genug gethan; kaum weniger will es beſagen, daß er ſelbſt mit ſeinem Werke zufrieden war. Nur einen Lieblingsplan hatte er ſcheitern ſehen: die ſchon verheißene Fundirung der neuen Anſtalt auf ein unabhängiges Eigenthum an Domänen ward wieder aufgegeben, da ſie auf geſetzliche Schwierigkeiten ſtieß. Hat H. deshalb ſchon Ende April 1810 um ſeine Entlaſſung gebeten, ſo ließ er ſich doch bewegen zu bleiben; warum er ein paar Monat ſpäter bei Hardenberg's Erhebung wirklich ging, iſt nicht ganz deutlich zu erkennen. An der erbärmlichen Hauptpolitik des Miniſteriums Altenſtein muß der neue Staatskanzler H. keinen Antheil beigemeſſen haben, denn er ſchlug ſogar deſſen Beförderung zum Chef des geſammten Inneren vor; das jedoch verſagte der König, der die oberſte Leitung der geiſtlichen Angelegenheiten nicht in die Hand eines ſo unkirchlichen Mannes gelegt wiſſen wollte. Ob man H. alsdann auch für ſeine bisherige Poſition Bedingungen ſtellte, oder ob ihn ſelber die Centraliſation der Regierung abſchreckte, die Hardenberg für nöthig hielt? Man erfährt aus ſeinen Briefen nur, daß ihm durch ſonderbare Umſtände das Bleiben auf durchaus unabhängige Weiſe nicht möglich geweſen ſei. Seine Ernennung zum Geſandten in Wien erſchien ihm als ehrenvoller und befriedigender Ausweg.

Damit beginnt denn ſeine eigentlich diplomatiſche Laufbahn, welche, im Wiener Congreß gipfelnd, bis zum Sommer 1819 faſt neun Jahre durchmißt; die geräuſchvollſte Zeit ſeines Lebens und für die oberflächliche Anſicht auch die glänzendſte; in der That aber iſt darin von ſeiner wahrhaft individuellen Bedeutung verhältnißmäßig wenig zur Erſcheinung und Wirkung gelangt. Die Ehre der Mitarbeit an der Wiederherſtellung Preußens, Deutſchlands, Europas hat er redlich

verdient durch gewissenhaftes Streben, eisernen Fleiß, würdige Gesinnung und Haltung. Allein da er für das tiefste Bedürfniß seiner Seele, den Verkehr mit Ideen, in der materiellen Welt der äußeren Politik keinen rechten Boden fand, so hat er leidenschaftliche Hingabe diesen Geschäften kaum je bewiesen; er behandelte sie vielmehr mit der dialektischen Virtuosität des bloßen Verstandes, dessen schneidende Schärfe den Kern der Sache gar häufig im Herausschälen zerstörte. Metternich tadelt deshalb sein krickeliges Wesen, Talleyrand bezeichnet ihn als den eingefleischten Sophismus; niemandem war wohl zumuthe bei der bitteren Kälte, mit der er dem Treiben des Ehrgeizes und der Interessen ringsumher wie der Recensent dem Schauspiel zusah. Uebrigens trägt für den Gang der Dinge im großen und ganzen natürlich weit minder H. als Hardenberg die Verantwortung, welcher leider überdies den beigeordneten diplomatischen Gehülfen von Anfang an mit Mißtrauen und allmählich sogar mit eifersüchtigem Haß betrachtet hat. Als H. sich im Herbst 1810 auf seinen Posten begab, versäumte er nicht, unterwegs in Prag die persönliche Bekanntschaft Stein's zu machen; seitdem hielt gegenseitige Hochschätzung und Uebereinstimmung in den wesentlichen politischen Tendenzen beide so grundverschiedene Naturen in ernster Freundschaft stetig verbunden. Die Wiener Gesandtschaft hat dann H. bis zum Frühling 1813 wirklich gewährt, was er von ihr erhofft: eine Zeit relativer Muße, die er nach Gefallen zur Fortsetzung seiner Sprachstudien benutzte. Denn in jenen Jahren der Geduld lag dem Vertreter Preußens dort nur die bescheidene Aufgabe ob, in behutsamer Fühlung mit der gleichfalls gelähmten Politik Oesterreichs bessere Tage abzuwarten. Darüber hinauszielende Versuche, das Wiener Kabinet zu positiven Entschlüssen zu bestimmen, betrieb Hardenberg mit extremer Vorsicht meist hinter Humboldt's Rücken, theils

in eigener geheimer Correspondenz, theils durch Absendung besonderer Unterhändler. Erst der Waffenstillstand vom 4. Juni 1813 und der Eintritt Oesterreichs in die diplomatische Action, die im August durch die kriegerische abgelöst ward, führte H. mitten auf die große politische Bühne. Bald im preußischen Hauptquartier zu Reichenbach, bald drüben in Gitschin, Ratiborschitz oder endlich auf dem Prager Congreß hat er eben jene verhängnißvolle Wendung Oesterreichs, die er mit überwiegender Zuversicht erwartet hatte, und den nun erst allgemeinen Bruch Europas mit Napoleon in geschickter Negotiation erleichtert und befördert. Froh gab er in der Mitternacht des 10. August vom Hradschin das verabredete Feuerzeichen zum entscheidenden Feldzuge, dem auch er nun mit ungewöhnlicher Begeisterung folgte, zufrieden, den kaum erwachsenen Sohn unter den Freiwilligen im Kampfe zu wissen. Teplitz, Frankfurt, Chatillon und Paris bilden die weiteren Staffeln seiner Thätigkeit, zugleich freilich seiner beginnenden Enttäuschung über die Gesinnung der Bundesgenossen inbetreff Preußens und Deutschlands. Hardenberg's sanguinisches Geschehenlassen beizeiten ernstlich zu durchkreuzen hat er theils nicht versucht, theils nicht vermocht; der Mißgunst der Fremden gegenüber richtete beim Abschluß des ersten Pariser Friedens all seine Zähigkeit nur wenig aus. Nachdem er den König auf seinen Ausflügen nach England und der Schweiz begleitet, begegnen wir ihm wieder in Wien als zweitem Bevollmächtigten beim Congreß neben dem Staatskanzler. Dort nun hat er eine staunenswerthe Arbeitskraft bewiesen: an allen Conferenzen der Großmächte, der acht Mächte, der deutschen Staaten nimmt er Theil, den meisten Ausschüssen gehört er an und führt daneben eine Menge Separatverhandlungen; von ihm stammt der Entwurf zur Geschäftsordnung der Versammlung, er ist mit der Redaction ihrer Beschlüsse beschäftigt; Zahl

und Umfang seiner Denkschriften und Noten erregen Bewunderung. Gebührt demnach an der universalhistorischen Gesammtleistung des Congresses seinem Fleiß und Scharfsinn ein erheblicher Antheil, so sind noch insbesondere dessen heilsame Bestimmungen über die Freiheit der Flußschiffahrt vorzüglich seinem Geist und Geschick zu verdanken. Andererseits trifft wegen der neuen diplomatischen Niederlagen Preußens in der eigenen wie in der deutschen Sache auch ihn insofern ein Vorwurf, als er den Wahn einer solidarischen Gemeinschaft der mitteleuropäischen Mächte gegenüber Frankreich und Rußland, vor allem die Illusion über Oesterreichs wahre Absichten, nicht blos mit Hardenberg getheilt, sondern eine Zeit lang in diesem geradezu genährt hat. So kam es zum üblen Ausgange des sächsischen Handels sowie zur nichtigen Lösung der nationalen Frage durch die Bundesacte, an deren Gebrechen freilich, soweit der gute Wille in Betracht kommt, kein Mensch unschuldiger ist, als H., der in unermüdlichem Eifer wieder und wieder mit ausführlichen Plänen hervortrat, um in ehrlich dualistischer Machtvertheilung zwischen Wien und Berlin Deutschland eine nach außen kräftige, nach innen rechtliche und freisinnige Verfassung zu schaffen. Auch mit dem Congresse jedoch war die Reihe der trüben Erfahrungen noch nicht vorüber; nach der Schlacht von Belle-Alliance abermals nach Paris gerufen, strengte H. vergebens in der meisterhaften Widerlegung eines Memoires von Capodistria seine ganze Kunst, ja diesmal sogar seinen gerechten Zorn an, um uns Elsaß-Lothringen im zweiten Frieden heimzugewinnen; es war ihm ein geringer Trost, wenn bei der Reclamation der geraubten Kunst- und Geistesschätze, unter anderen auch der Heidelberger Bibliothek, seine Energie mit besserem Erfolge gekrönt ward. Ende November 1815 verließ H. Paris und ging nach Frankfurt, wo er bis in den Januar 1817 Preußen in der Territorial-

commission vertrat, welche die neuen Gebietsanordnungen durchzuführen hatte. Er wohnte währenddeß auch der Eröffnung des Bundestages bei und richtete am 30. September 1816 an Hardenberg einen neuerdings (im 9. Band der Zeitschrift für preußische Geschichte) veröffentlichten Aufsatz zur Richtschnur für die preußische Bundespolitik, der mit der nüchternsten Einsicht in die Schwierigkeit der Lage doch die Hoffnung auf moralische Eroberungen verbindet. Da die französische Regierung Humboldt's Sendung nach Paris, wohin er selbst geschickt zu werden wünschte, unterm Vorwand nationaler Empfindlichkeit verbat, ward er nun für den Londoner Gesandtschaftsposten in Aussicht genommen, kehrte jedoch zunächst nach Berlin zurück, wo seine Ernennung zum Mitglied des neugegründeten Staatsraths, im März 1817, ihn mit der inneren Politik in flüchtige, aber persönlich bedeutsame Berührung brachte. Denn die vernichtende Kritik, die er als Vorsitzender des Finanzausschusses an den Steuervorlagen des Ministers Friedrich v. Bülow, eines Vetters von Hardenberg, übte, und der Eindruck dieser Scenen auf die Betheiligten steigerten den Groll des alternden Staatskanzlers gegen den vermeintlichen Nebenbuhler bis zur Furcht. H. ward im Herbst auf beinah hinterlistige Weise nach London entfernt, wo er nichts wichtiges zu thun fand, während die reconstruirten Ministerien des Unterrichts und des Aeußeren an Altenstein und Bernstorff vergeben wurden. Wiederholt forderte er seine Enthebung, ließ sich indeß auf dem Aachener Congreß, wo er im November 1818 von England her eintraf, unter Zusicherung seiner baldigen Berufung ins Ministerium noch einmal mit einem diplomatischen Auftrage betrauen, mit der Vollendung jener Arbeiten der Territorialcommission, die ihn dann noch bis in den Juli 1819 in Frankfurt festhielt, während schon am 11. Januar auf Witzleben's Betrieb seine Ernennung zum Mi-

niſter des Inneren erfolgte; mit halbirtem Geſchäftskreiſe zwar, jedoch ſo, daß die ſtändiſchen und Communalangelegenheiten, die weſentlichſten in jener Epoche des Staatslebens, ihm eigens zugewieſen wurden.

Zum zweiten Male, wie vor zehn Jahren, ſah ſich H. ſo vor eine ſtaatsmänniſche Aufgabe geſtellt, für deren Löſung er nach dem Urtheil der Nachwelt ſowol wie der Zeitgenoſſen vor allen anderen befähigt war. Nicht an ihm hat es gelegen und wahrlich nicht um ſeines Ruhmes willen allein iſt es zu beklagen, daß ihm dennoch nicht beſchieden ward, mit demſelben Recht der Gründer der preußiſchen Verfaſſung wie der der Berliner Univerſität zu heißen. Sofort nach ſeiner Ernennung ergriff er das große Problem mit ganzem Ernſte; an Stein, der damals in Frankfurt anweſend ihm bereitwillig mancherlei Material zur Verfügung ſtellte, hat er am 4. Februar 1819 die 157 Paragraphen zählende Denkſchrift gerichtet, in deren Inhalt man heut ohne Vergleich das reifſte und tiefſte erkennt, was in jenem Jahrzehnt über Verfaſſungsfragen gedacht worden. Sie verdient dies Lob vornehmlich durch die milde Verſöhnung hiſtoriſch-conſervativer mit theoretiſch-liberalen Tendenzen, durch den feſten Aufbau des parlamentariſchen Syſtems auf dem Princip der localen und provinzialen Selbſtverwaltung, durch die kräftige Herrſchaft endlich des Grundgedankens der Staatseinheit über alle Theile des umfaſſenden Organiſationsplanes. Sie bezeichnet zugleich den Gipfel der Staatsphiloſophie Humboldt's, indem ſie ſeinem früher ſo einſeitigen Individualismus in der Idee der politiſchen Selbſtthätigkeit des Einzelnen zuguterletzt, ohne ihm die Spitze abzubrechen, eine corporative Wendung giebt. Für die praktiſche Ausführung der geſammten Reform ſetzte H. als Schlußtermin das Jahr 1822, ſpäteſtens 1823 an; allein es war ihm nicht vergönnt, auch nur die Hand ans Werk zu

legen. Am 12. August 1819 ward er in Berlin ins Ministerium eingeführt, einige Tage drauf ein Verfassungsausschuß gebildet, dem jedoch erst im October ein ziemlich dürftiger Entwurf aus Hardenberg's Feder zur Grundlage der Berathung überwiesen ward. Kaum hatten zwei Sitzungen stattgefunden, als die Publication der Karlsbader Beschlüsse H., der in ihnen formell die Unabhängigkeit der deutschen Politik Preußens und materiell deren nothwendige Richtung aufgegeben sah, zur entschiedenen Opposition herausforderte. Nachdem ein Angriff auf Bernstorff an der Mitschuld des Königs selber abgeprallt war, versuchte H.; hauptsächlich von Beyme und Boyen unterstützt, dem Ministerium ein freieres Verhältniß zum Monarchen anstatt der ausschließlich dominirenden Stellung des Staatskanzlers zu erstreiten. Hardenberg glaubte zwischen dem eigenen Fall und dem Sturze des Gegners wählen zu müssen; zu dem persönlichen Zwecke mit den Feinden der Verfassung verbündet, bewog er den König, als Boyen wegen des Landwehrzwistes den Abschied verlangte, mit diesem zugleich auch H. und Beyme, am 31. December 1819, aus dem Amte zu entlassen. H. verlor sogar den Sitz im Staatsrath, der ihm erst 1830 nach der Julirevolution des populären Eindrucks halber wieder eingeräumt ward; denn natürlich galt er, zumal seit dem Scheitern der constitutionellen Bestrebungen, im Publicum für das Haupt der Liberalen. Umsonst bemühte sich daher der treue Witzleben, ihn Anfang 1823 nach Hardenberg's Tod an die Spitze der Regierung zu bringen. Direct hat er nie wieder mit politischen Dingen zu thun gehabt, lehnte er doch auch die ansehnliche Ministerpension vornehm ab; doch besaß das Urtheil, das er in dem schlagenden Brief an Vincke vom 29. November 1821 abgab, noch Gewicht genug, um den unglücklichen Gedanken an Provinzialministerien zu beseitigen, während die halbe Maßregel der Einführung

von Provinzialständen ohne Reichsstände durch seine prophetischen Warnungen nicht verhindert werden konnte.

Wie berechtigt auch die patriotischen Klagen sein mögen, die man damals und später seinem Rücktritt ins Privatleben nachgerufen, H. selbst erblickte darin eine Heimkehr in seine wahre Welt. Die anderthalb Jahrzehnte, die ihm noch beschieden waren, nahmen demgemäß einen durch geistige Concentration vereinfachten Verlauf: sein Thun geht auf in Wissenschaft, sein Genießen in Beschauung. Die wenigen Ausnahmen entfernen sich doch nicht weit von dieser Regel; so, wenn er 1825 den Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate mitbegründet und alsdann dauernd leitet, oder wenn er 1829—30 als Vorsitzender der dazu bestellten Commission auf die innere Gestaltung des Berliner Museums so entscheidenden Einfluß ausübt, daß man in dessen Geschichte bis auf den heutigen Tag an den besten Seiten der Verwaltung das klare Gepräge seiner Grundsätze erkennt und rühmt. Er erntete in diesen praktischen Leistungen ebenso wie in den gleichzeitigen theoretischen Schilderungen der Charaktere unserer classischen Dichter die Früchte der ästhetischen Arbeit seiner früheren Jahre. Nicht minder ist der Saat älterer Gedanken die im April 1821 der Berliner Akademie vorgetragene Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers entsprossen; wie sie H. selber bald darauf Goethe gegenüber als die Entwicklung eines paradoxen Wortes von Schiller bezeichnet hat, so schreibt sie in der That der Historiographie hochidealistische Bahnen vor, die an des letzteren poetisch und philosophisch beflügelte Versuche auf diesem Felde lebhaft erinnern. Alle übrige und zwar die wahrhaft fortschreitende, höchst originelle Geistesthätigkeit Humboldt's seit 1820 gehört der Sprachwissenschaft an; merkwürdig kam er dadurch einer mächtigen Bewegung der Zeit entgegen und trat mit ihr in segensreiche

Wechselwirkung. Die altgepflegten baskischen Studien hatten schon 1812 und 1817 einige litterarische Erträge linguistischer Richtung geliefert; sie wurden nunmehr für sich abgeschlossen durch die 1821 publicirte „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens", die einzige Schrift, in welcher H. die Sprachforschung ausschließlich im Dienste der Völkerkunde und der Urgeschichte verwendet, dafür aber auch ein seltenes Muster der für ein solches Unternehmen streng gebotenen kritischen Behutsamkeit. Längst jedoch war es ihm außerdem um eine ebenso eindringende wie umfassende Kenntniß mannichfacher anderer Sprachen zu thun gewesen; denn die früh ergriffene anthropologische Idee der Sprache überhaupt als der natürlichen Kunstfertigkeit des Menschen, welche dessen geistiges Wesen am vollkommensten ausdrücke und wiederum rückwirkend am entschiedensten bedinge, diese Idee hoffte er einer philosophischen Darlegung doch allein auf dem Wege sammelnder und vergleichender Empirie entgegenführen zu können. Zu diesem Ende ergänzte er bis 1820 einerseits seine Kunde der europäischen Idiome, wie er z. B. 1811 in Wien Ungrisch lernte, andererseits warf er sich, durch Zufall und Gelegenheit gelockt und begünstigt, begierig auf das weite, noch fast unerforschte Gebiet der amerikanischen Sprachen. Und bald errang er in der Stille die sicherste Herrschaft über dies Gebiet; schon im Mai 1821 hat er ein Dutzend besonderer Sprachlehren, am ausführlichsten die mexikanische, fertig ausgearbeitet liegen, und Jahre lang schafft er daran fort, bis ihn neue und höhere Zwecke bestimmen, das ganze massenhafte Material geringeren Händen zu directer linguistischer Ausnutzung zu hinterlassen. Auf der Schwelle nun seiner letzten Lebensperiode glaubte er sein ideales Ziel schon mit den bisher erworbenen Mitteln erreichen zu können; die Abhandlung „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die

verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung", die erste, die er — am 29. Juni 1820 — der Berliner Akademie vorlegte, entwirft in bedeutenden Grundlinien ein Programm der ihm vorschwebenden Sprachphilosophie; ein Programm, das freilich hinter der späteren Ausführung unendlich zurückbleibt, was sich leicht erklärt, wenn man beachtet, daß darin der Gruppe der amerikanischen Sprachen einzig die einer gelehrten Behandlung längst gewohnten, zuoberst das Griechische, gegenüber stehen. Da begann er Anfang 1821 das Sanskrit zu studiren; noch im nämlichen Jahre zog er Bopp, den er 1817 in London kennen gelernt, persönlich nach Berlin und damit bald den Geist jener vergleichenden Grammatik zu sich herüber, die, zunächst auf den Bezirk des Indogermanischen und in diesem auf die reale Erscheinung der sprachlichen Form beschränkt, ebendeshalb exacte Resultate gewann, welche der Theorie der Sprache im allgemeinen erst ein künstlich brauchbares Werkzeug an die Hand gaben. Vom ersten Augenblick an fühlte H., wie ihm hier eine völlig neue Einsicht erschlossen ward; nur durch das Sanskrit, ruft er aus, sei ein gründliches und interessantes Sprachstudium möglich; ihm bekennt er sieben Jahre darauf die letzte Reife seiner linguistischen Ideen schuldig zu sein. Es war ihm ein Lebensgewinn wie einst der Eintritt ins Griechische, ja ein höherer, da es sich ihm dicht an das Griechische anschloß, dem er trotzdem auch als Sprache in gewisser Hinsicht stets den Vorrang ließ, während in Sachen der Litteratur sein classisch befestigtes Urtheil nur ein einziges Mal durch die Bhagavad-Gita erschüttert ward, welche ihn als Meisterstück speculativer Dichtung 1825 und 1826 zu zwei umfangreichen Aufsätzen begeisterte. Die Entfaltung seiner Sprachtheorie unterm warmen Anhauch seiner indischen Studien erhellt dagegen am frühesten aus der Abhandlung von 1822 „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren

Einfluß auf die Ideenentwicklung"; aus der Zahl der späteren genügt es als besonders zarte Blüthen die über den Dualis und über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen (1827 und 1829) hervorzuheben. Mit der Höhe des Standpunktes aber wuchs ihm rasch die Weite des Gesichtskreises. Selbständige Betrachtungen über den Zusammenhang von Schrift und Sprache erhielten Anfang 1824 neuen Schwung durch Champollion's Hieroglyphendeutung. Abel-Rémusat's Hinweis auf das Chinesische trieb zur eigenen Bekanntschaft mit diesem anderen Pol der Sprachenwelt an, woraus 1826 die „Lettre sur la nature des formes grammaticales en général et sur le génie de la langue chinoise en particulier" entsprang. Vorher schon, im Winter 1824 auf 1825, hat er sich sacht im Bereich der Südseesprachen festgesetzt, 1827 aber siedelt er geradezu dahin über und sucht in den malayisch-polynesischen Zungen nach Bindegliedern zwischen Indien und China oder Amerika. Und wenigstens eine indisch-malayische Sprach- und Culturmischung entdeckt er wirklich in einem alten Poetenidiom der Insel Java und geht ihr nach allen Seiten nach in dem großen Werk „Ueber die Kawisprache", das unvollendet nach seinem Tode in den Schriften der Akademie 1836—39 ans Licht trat. Dies Werk nun hat H. den unsterblichen Theil seines litterarischen Ruhmes eingetragen durch seine, dem übrigen Inhalt lose angefügte wundervolle Einleitung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts". Denn in ihr hat er, 1824 anhebend, seit 1828 stetig fortarbeitend, allmählich die Summe seiner Sprachphilosophie niedergelegt; sie verkörpert seinen Lieblingsgedanken einer Charakteristik des Menschen wenigstens in dessen einfachster und allgemeinster Eigenthümlichkeit, der des redenden Wesens. Man dürfte sie wol im

Anklang an die Grundschriften seines Meisters Kant als eine Kritik des Sprachvermögens bezeichnen; sie unterscheidet sich indeß von jenen deutlich dadurch, daß sie der Doppelnatur ihres Objectes gemäß sich beständig an der Grenze ungleichartiger Elemente bewegt: von feinster ideeller Abstraction umweht und doch zugleich getaucht in die gröbere Wirklichkeit der Geschichte, braucht sie sozusagen Segel und Steuer in die Wette. Ein sonderbar schwebender Gang der Darstellung und des Stils, den man auch sonst an Humboldt's Schriften wahrnimmt, fällt hier vorzüglich stark ins Auge, erhöht jedoch, gerade solchem Inhalt tactvoll angepaßt, den unvergleichlichen Eindruck des Ganzen. Von diesem Inhalt Rechenschaft geben zu wollen, hieße das Werk entweder wiederholen oder vernichten. Seine durchweg organische Lehre vom Ursprung und Wesen, Leben und Wirken der Sprache bildet ja ohnehin nicht blos den generellen Hintergrund für alle speciellen Bemühungen der modernen Linguistik, welcher so die gespendete Hülfe von H. reichlich vergolten ward, sie hat vielmehr auch in der culturhistorischen Weltansicht der Gebildeten insgemein bereits glücklich die mechanische Auffassung der rein philologischen Doctrin zu verdrängen begonnen. Ein solcher Erfolg aber erklärt sich zumeist daraus, daß H. in seiner Sprachtheorie, ganz ähnlich wie es im Kosmos des jüngeren Bruders geschah, den kühnen Schwung der universalistischen Tendenz des 18. Jahrhunderts mit der umsichtigen Methode wissenschaftlicher Einzeluntersuchung des 19. innig vereinte. Steht er in der deutschen Geschichte überhaupt, wie er einst von Schiller und Goethe zu Hardenberg und Stein hinübertrat, als leibhaftiger Vermittler da zwischen der dichterischen und der politischen Erhebung der Nation, so überragt im besonderen Andenken unserer Litterarhistorie seine Gestalt neben

der Alexanders gleichsam als Brückenfigur den geistigen Verkehr zweier Zeitalter.

H. hat den objectiven Werth der gewaltigen wissenschaftlichen Arbeit, die er in seinen letzten 15 Lebensjahren vollbrachte, keineswegs verkannt; dennoch trieben ihn nur subjective Beweggründe dazu an. Weniger als jemals lag ihm jetzt beim Thun am Handeln; einzig nach eigener Klarheit rang er in der Forschung; tief wie nie zuvor versank er in das beseligende Gefühl der menschlichen Harmonie seines inneren Daseins. Seine äußere Existenz zog er deshalb geflissentlich ins Enge. 1828 sah er noch einmal Paris und London, wo nun sein Schwiegersohn Heinrich v. Bülow als Gesandter weilte, und trat mit den Sprachgelehrten beider Hauptstädte gern in förderliche Berührung; sonst unternahm er nur gebotene Reisen, auf seine Güter zu kurzer Inspection, oder ins Bad nach Gastein oder Norderney. Als er 1829 Wittwer geworden, mochte er selbst im Winter nicht mehr in Berlin hausen. Von da an ist er ganz der Philosoph von Tegel, der zwischen seinen Antiken in dem von Schinkel freundlich ausgebauten Schloß, oder unter den Bäumen seines Parks am Grabe der unvergeßlichen Gattin, im Schreiben wie im Denken immer dem einen Ziele nachtrachtet, zu erkennen, „was der Mensch seinem Vermögen nach, das All zu erfassen und selbst mit umzuschaffen, wirklich sei.“ Der tiefste Friede hat sich über sein Wesen ausgebreitet; sein sinnliches Verlangen zerrinnt in wehmüthige Entsagung; abgelegt sind Ironie und Witz, mit denen er sich einst, von Politik und Gesellschaft herausgefordert, so fürchterlich zu wehren wußte; ein frommer Ernst, eine feierliche Hoheit des Gemüthes wohnt auf seinen Lippen wie in seiner Brust. Die Biographie darf hier ausnahmsweise nicht zurückscheuen vorm Allerheiligsten der Persönlichkeit, da sie den Vorhang durch die Litteratur

schon aufgehoben findet. Von den Sonetten, die H. diese letzten Jahre über fast täglich, selbst den Seinen verborgen, zu verfassen pflegte, hat der überlebende Bruder einige Hundert bekannt gemacht als „ein Tagebuch, in dem ein edles, still bewegtes Seelenleben sich abspiegelt"; um für mehr zu gelten, bedürften sie, kostbar an Gehalt, aber ungeschickt in der Form wie sie sind, der Umschmelzung durch einen echten Dichter. Unmittelbar sprechen dagegen die „Briefe an eine Freundin" an, die er ebenso heimlich regelmäßig seit 1822 an eine Jugendbekannte (Charlotte Diede) gerichtet; sie errangen, als sie 1847 veröffentlicht wurden, schnell den lebhaften Dank zumal unserer weiblichen Lesewelt. Denn überaus weich ist allerdings der Ton in ihnen sowol wie in den Sonetten; es ist dasselbe Bekenntniß vollendeter Humanität, wie es aus Briefen und Gedichten des greisen Goethe hervorklingt, aber ohne die Fassung der Kunst und gleichwie aus Frauenmunde gesprochen. Humboldt's Gesundheit erhielt sich, eine Trübung des Augenlichts ausgenommen, frisch bis ins Alter; ein Rückenmarksleiden, das sich seit 1830 leise den Händen ankündigte, nahm doch erst im letzten Winter eine drohende Wendung. Er starb im Kreise der Familie, die seit acht Jahren auch den heimgekehrten Bruder einschloß, indem er sie zur Heiterkeit ermahnte. Die classische Ruhestatt, die er für sich und sie in Tegel bereitet, ein hellenischer Friedhof von nordischen Fichten umschirmt, ist ein Abbild seines Sinnes; seiner Statue harrt der geziemende Platz vor der Front der Berliner Hochschule.

G. Schlesier, Erinnerungen an Wilhelm v. Humboldt, I—II, 1843—45. — R. Haym, W. v. H., Lebensbild und Charakteristik, 1856. — R. Köpke, Die Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, 1860 (wo indeß S. 167—69 unter Humboldt Alexander und nicht Wilhelm

zu verstehen und danach die Darstellung S. 40 ff. zu berichtigen ist). — Zur Geschichte der königlichen Museen in Berlin, Festschrift zum 3. August 1880. — Von den politischen Zeitgeschichten vgl. besonders H. v. Treitschke's deutsche Gesch. I, 1879 und desselben Abhandlung, Der erste Verfassungskampf in Preußen, Preuß. Jahrb. Bd. XXIX. — In den unvollständig und nachlässig Gesammelten Werken W. v. H.'s (7 Bde. 1841—52) stehen Bd. I u. V die Briefe an Forster und Wolf. Eigens edirt sind: die Correspondenz mit Schiller 1830, die Briefe an Welcker 1859, an Körner (Ansichten über Aesthetik und Litteratur von W. v. H.) 1880, an die Freundin 1847, in 2 Bdn. Die Correspondenz mit Goethe s. im III. Thl. der Neuen Mittheilungen aus Goethe's handschr. Nachlaß 1876, die Briefe an Stein (und die Prinzeß Louise) bei Pertz, Leben Stein's Bd. III—VI, an Karoline v. Wolzogen in deren Litterar. Nachlaß II, an Henriette Herz in Bd. I aus dem Nachlaß Varnhagen's 1867; einzelne von Interesse an Campe bei Leyser, J. H. Campe, Bd. II. 1877, an Gentz in dessen Schriften ges. von Schlesier, Bd. V. 1840 ꝛc.

Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander v. Humboldt.

Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander v. H., Wilhelm v. Humboldt's jüngerer und berühmterer Bruder; der größte naturforschende Reisende aller Zeiten und dem entsprechend Meister in der Physik der Erde; dabei als vielseitigster Gelehrter und hochgestellter Gönner jeder Wissenschaft von Mit- und Nachwelt gern als Hauptvertreter deutscher Geistesrichtung im 19. Jahrhundert gefeiert; geb. am 14. September 1769 in Berlin, † ebendort am 6. Mai 1859. — Alexander v. Humboldt's erste Jugend verlief mit der des nur zwei Jahr älteren Bruders in ein und derselben Bahn. Er empfing die gleiche treffliche Erziehung besonders durch Kunth, fast den nämlichen mannichfachen Unterricht von ausgesuchten Lehrern der Hauptstadt; er ward durch Anleitung und Umgang ebenso vertraut mit dem Geiste der Berliner Aufklärung. Blieb der jüngere Kopf als solcher anfangs zurück, weshalb man ihn vorerst mit dem Griechischen verschonte, so erkennt ihm der ältere allmählich sogar den Vorrang zu, nur daß Talent und Wißbegier verschiedene Farbe zeigen; wie denn auch in Temperament und Charakter bald wesentliche Abweichungen an den Brüdern zu Tage traten. Wenn Wilhelm gesetzter erschien, bei aller Lebendigkeit doch mehr nach innen gekehrt in der Art der Mutter, so fand man in Alexander früh die

Cavaliersweise des verstorbenen Vaters wieder, jene muntere Leichtigkeit, die ihn in keiner Lebenslage verlassen, ja ihn, den Dilettanten, zum besseren Diplomaten machen sollte, als Wilhelm sich im Fach erwies. Auch daß er rasch und gut zeichnen lernte, deutete bei Alexander auf die Außenwelt. Selbst zum Militär hat er Lust verrathen, allein davon wollte die Familie nichts hören; man glaubte der vorwaltenden Begabung Spielraum genug zu gewähren, wenn man den Civildienst je nach Theorie und Praxis schied und zum Juristen den älteren Sohn, den jüngeren zum Cameralisten bestimmte. Alexander hatte nichts dagegen, im übrigen aber war er oft mit seiner Existenz unzufrieden; das vieljährige Leiden der Mutter, ihre kühle, strenge Haltung bereiteten ihm auf Schloß Langweil, wie er Tegel nannte, einengenden Zwang und mancherlei Entbehrung. Natürlich hielt er sich auf seine Manier schadlos; wo der Bruder empfindsam schwärmt, macht er drollig den Hof, er moquirt sich über jedermann, un petit esprit malin heißt er mit 15 Jahren. Wer ihm nahe stand, ließ sich indeß dadurch nicht irren: „er ist wahrlich ein wackerer Junge, der einmal viel Nutzen stiften wird", schreibt Wilhelm vier Jahr darauf, „sein Herz, so boshaft er manchmal scheint, ist doch im Grunde sehr gut. Sein Hauptfehler nur ist Eitelkeit und Sucht zu glänzen; die Ursach davon aber ist, weil er nie ein starkes Interesse des Herzens gehabt hat". Wie im Keime liegen da die Triebe seines Wesens bei einander; nur das Herzensinteresse darf man ihm nicht in jedem Sinne absprechen. Zwar die Liebe, worauf jenes Urtheil anspielt, blieb ihm wol immerdar fremd, während er sich doch der treuesten Freundschaft fähig zeigte; desto mehr aber ergriff er mit voller Wärme des Gemüths die Wissenschaft selbst. Eben weil ihm diese so wahrhaft Herzenssache war, hat er damit unendlich mehr als bloßen Nutzen gestiftet,

hat auch die Eitelkeit, die er allerdings nie ganz abgelegt, dem bewunderungswürdigen Gewebe seiner Thätigkeit nur gleichsam äußerlich ihre Marke aufheften können. Die Spottsucht endlich, mit der er nach wie vor die Menschen, nicht am letzten jedoch sich selber schelmisch zu betrachten pflegte, war wirklich nur die glitzernd bewegte Oberfläche tiefer Gutmüthigkeit und eines alle humanen Bestrebungen mit Ernst umfassenden Wohlwollens.

Nachdem die Gebrüder H. ihr erstes Semester auf der herabgekommenen Universität Frankfurt zugebracht, ging Wilhelm nach Göttingen, während Alexander noch auf ein Jahr mit dem Hofmeister nach Berlin zurückkehrte. In dieser Zeit, Ostern 1788—89, tritt seine intellectuelle Eigenthümlichkeit bereits in einigen Grundzügen deutlich hervor. Muthigen und beharrlichen Fleiß bewies er jetzt am Griechischen, die Gabe, sich eigene Fragen aufzuwerfen, in der Mathematik. Ganz selbständig gerieth er auf das Bedürfniß der Herstellung von Logarithmen für Addition und Subtraction; ja der Lösung des erkannten Problems, die dann Gauß gelang, kam er nahe, ohne sie doch zu erreichen. Höchst charakteristisch ist das Zeugniß, das sein Lehrer E. G. Fischer dem Neunzehnjährigen gab: er wäre, wenn er sich mit Mathematik allein oder doch hauptsächlich hätte beschäftigen können, ein sehr guter Mathematiker geworden. Denn ähnlich ist es H. wegen der erstaunlichen Vielseitigkeit seines Strebens hernach auch in anderen Einzeldisciplinen ergangen: eine Zeit lang nimmt er an den Untersuchungen dieser oder jener Specialwissenschaft selbstthätig einen achtungswerthen Antheil, stets in Berührung mit ihren wichtigsten Aufgaben; allemal aber geschieht der Intensität seiner Forschung durch die übermäßige Ausdehnung seines Interesses mehr oder weniger erheblicher Abbruch. Nichts übrigens war in dieser Hinsicht von Haus aus so verführerisch wie der Hauptgegenstand seiner damaligen Studien, die Tech-

nologie, zumal wenn sie ein so entschiedener Polyhistor wie Propst Zöllner vortrug. Liegen nun in alledem mehr formelle Hinweise auf Art und Umfang seiner späteren Leistungen, so ward gleichzeitig auch materiell ein Zugang zu diesen eröffnet durch die Botanik, die H. jetzt erst durch den jungen Willdenow kennen lernte. In den enthusiastischen Aeußerungen, die sie ihm entlockt, wird der nationalökonomische Eifer des Cameralisten und der Nützlichkeitstrieb des Zöglings der Aufklärung schon erfreulich durch die Flamme reiner Naturfreude erwärmt, die sich seit Rousseau's Tagen so gern gerade an dieser Seite des kosmischen Lebens entzündete. Kaum eingeweiht aber faßt der vorwitzige Student den kühnen Plan zu „einem Werke über die gesammten Kräfte der Pflanzen (mit Ausschluß der Heilkräfte), zu dem er mehrere Menschen mit sich zu vereinigen strebt", so sehr steckt ihm von Anfang an der encyklopädische Hang im Blute; nicht minder freilich das Bewußtsein von der Nothwendigkeit gründlicher Detailarbeit: in den ersten zehn Jahren will er sich hüten, als Autor aufzustehen, es sei denn, daß er etwas sehr neues oder wichtiges entdecke. In solcher Stimmung ging er im Frühling 1789 nach Göttingen, wo er noch einige Monate mit dem Bruder zusammenlebte, sodann aber, da der Erzieher in Berlin geblieben, sich zum erstenmal auf sich selbst angewiesen sah. Ebenso vortrefflich wie Wilhelm verstand auch er den einjährigen Cursus auf der Georgia Augusta auszunutzen; seinem Beispiel folgend ließ er sich durch Heyne ins klassische Alterthum einführen, dem er seitdem zeitlebens die liebevollste Verehrung gewidmet hat; in einer Seminararbeit über die Webereien der Griechen, die jedoch niemals publicirt ward, verschmolz er mit Vergnügen seine technologischen und antiquarischen Studien. Daneben aber empfing er nun in reicherem Maße naturwissenschaftliche Unterweisung, vorzüglich durch Blumenbach, Käftner und Lich-

tenberg; manches, wie z. B. die Mineralogie, trieb er auch wol auf eigene Faust auf kleinen Excursionen und besonders während des Ferienausflugs, den er im Herbst 1789, wiederum nach dem Vorgange des Bruders, ins Rheinland unternahm. Eine Frucht dieses Ausflugs ist seine erste größere Schrift — denn jetzt widerstand er doch nicht länger dem Reize litterarischer Ehren — die „Mineralogischen Beobachtungen über einige Basalte am Rhein", worin er der herrschenden neptunistischen Meinung über den Ursprung dieses Gesteins durchaus beistimmte. Das Büchlein ist trotzdem merkwürdig durch die Verbindung von philologisch-historischer mit physikalischer Gelehrsamkeit, die seinen späteren Hauptwerken eine so eigenthümliche Zierde verleiht. Die Bekanntschaft mit Forster, der dem jüngeren H. in Mainz ebenso liebenswürdig begegnete wie zuvor dem älteren, hatte für jenen die wichtige Folge, daß er im nächsten Jahr, vom März bis in den Juli 1790, seine erste größere Reise rheinab durch Belgien und Holland nach England und zurück über Paris in der interessanten Gesellschaft des Weltumseglers ausführen durfte. H. hat diese Reise stets als eine Epoche in seiner Entwickelung betrachtet: in Georg Forster, der darin selbst wieder das Vorbild seines originellen Vaters abspiegelte, erschien ihm der Meister einer neuen, auf vergleichende Länder- und Völkerkunde berechneten Reisekunst; durch ihn fühlt er sich bestärkt in seinem Trachten nach Universalität der Beobachtung, nach Verallgemeinerung der Naturansicht; jetzt wird ihm hell, was „lange vor dieser glücklichen Vertraulichkeit in ihm selber aufgedämmert war". Der Anblick des Seewesens in Holland und England steigerte den Einfluß dieses persönlichen Musters; von da an muß man die ernstliche Weltreiselust in H. datiren, die frühere knabenhafte Sehnsucht nach dem Fernen und Fremden, gelegentlich durch äußere oder innere Bilder erregt, kommt weit minder

dafür in Betracht. Vorläufig aber war an Erfüllung solcher Wünsche keineswegs zu denken; mit einsichtiger Geduld vielmehr arbeitete H. noch direct auf eine praktische Laufbahn im Finanz- und Cameralfach hin und unterzog sich deshalb nach der Heimkehr zunächst bis Ende 1790 in Hamburg mercantilen Studien, über Geldumlauf, Buchhaltung u. dgl. auf der dortigen Handelsakademie von Büsch und Ebeling. Nach einer kurzen Pause am mütterlichen Wohnsitz, die durch neue botanische Uebungen ausgefüllt ward, begab er sich im Juni 1791 zu neunmonatlichem Aufenthalt nach Freiberg auf die Bergakademie, wohin ihn der Ruf Werner's, des Gründers der Geognosie, schon längst mächtig lockte. Er gewann hier an Leopold v. Buch und Joh. Karl Freiesleben Mitschüler und lebenslänglich hochgeschätzte Freunde; wenn ihm der erstere in späteren Jahren zur höchsten Autorität in allen geognostischen Fragen ward, so verdankt er dem letzteren, den Werner zu seinem Begleiter bestellte, die bergmännische Einführung in die Welt der Gruben und versetzt ihn deshalb pietätsvoll neben Willdenow unter die Urheber seiner realen Naturerkenntniß. Aller Kränklichkeit ungeachtet, die er seit dem Eintritt in Göttingen eigentlich nie recht überwunden hatte, lebte sich H. mit gewohnter Energie in das unterirdische Wesen ein, durchforschte mit Freiesleben auch das böhmische Mittelgebirge uud vollendete rühmlich im Februar 1792 den Freiberger Cursus und damit einen fast fünftehalbjährigen, nach innen und außen ungewöhnlichen Studiengang.

Bereits im Mai 1791, bevor er nach Freiberg abging, fast in demselben Augenblicke, wo sein älterer Bruder zu allgemeinem Bedauern den Staatsdienst mit einem idealistischen Stillleben vertauschte, hatte sich H. beim Minister v. Heinitz zu künftiger Anstellung im Bergfach gemeldet, die ihm jetzt sofort ohne jegliche Prüfung mit schmeichelhaftem Entgegen-

kommen gewährt ward. Er machte zwar kein Hehl daraus, daß auch ihm eine unabhängige Beschäftigung mit der Wissenschaft jenseit der öffentlichen Carriere als Ziel vorschwebe, allein er trat doch in die letztere von vornherein mit so lebendigem Eifer ein, daß man dringend hoffte, ihn auf die Dauer darin festzuhalten. In der That fiel fürs erste sein eigener Wunsch nach praktischer Ergänzung seiner mannichfachen Naturkunde mit dem Interesse des Staatsamtes durchaus zusammen. Gleich im Sommer 1792 entsandte Heinitz den noch nicht 23jährigen Assessor in die neuerworbenen fränkischen Fürstenthümer zur Untersuchung des Bergwesens und der verwandten Industrie und trat ihn im Herbste förmlich als Oberbergmeister von Baireuth und Anspach an das dortige Landesregiment unter Hardenberg ab. Mehr als vier Jahre, bis zum Frühjahr 1797, hat H., allerdings mit vielfältiger Unterbrechung, die Leitung des fränkischen Bergbaues in Händen gehabt und dabei durch Fleiß und Geschick, Uneigennützigkeit und Pflichttreue nicht blos wirthschaftlich die größten Erfolge erzielt, sondern auch das Wohl der ihm untergebenen Arbeiterbevölkerung menschlich zu fördern verstanden; aus eigenen Mitteln gründete er an seinem Hauptsitze, zu Steben bei Naila, eine bergmännische Freischule und mühte sich aufopfernd mit der Erfindung von Athmungsapparaten und Sicherheitslampen ab, um den Gefahren der Grubenwetter wirksam zu begegnen. Alles in allem erwogen bildet seine glückliche Thätigkeit wol die glänzendste Seite der belebenden Verwaltung jener Lande während der Regierung Hardenberg's, weshalb dieser schon damals von Humboldt's Fähigkeiten eine ungemeine Vorstellung hegte. So nahm er ihn im Sommer 1794 als diplomatischen Gehülfen mit nach Frankfurt und zur preußischen Rheinarmee und schickte ihn zwei Jahr darauf ins Hauptquartier Moreau's, um die Franzosen von einer Verletzung der Neutralität des

fränkischen Kreises zurückzuhalten. Natürlicher erscheint uns, wenn hernach 1807 Hardenbergs große Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates als geeignetsten Unterrichtsminister den nun schon weltberühmten Alexander v. H. in Aussicht nimmt, wenn der Staatskanzler diesem 1810 das durch Wilhelms Rücktritt erledigte Amt wirklich anbietet. Aber auch zum diplomatischen Ersatz des älteren Bruders, mit dem er damals bereits entschieden gespannt war, hat Hardenberg noch einmal den jüngeren erlesen, indem er ihm 1816, wiewol gleichfalls vergeblich, die Geschäfte der Pariser Gesandtschaft antrug. Nicht diesen Vorgesetzten jedoch allein wußte H. zufriedenzustellen; kaum geringere Anerkennung erwarb er sich beim Berliner Bergdepartement, in dessen Auftrag er 1793 die Steinsalzgruben und Siedanstalten in Oberbaiern, Salzburg, dem Salzkammergut und Galizien, 1794 abermals zu halurgischen Zwecken außer Kolberg und dem Netzedistrict noch die sämmtlichen jüngst annectirten polnischen Landstriche bereiste. 1795 ward ihm deshalb die ansehnliche Stellung eines Oberbergmeisters von ganz Schlesien und Südpreußen zugedacht, und da er sie unter Hinweis auf seine selbständigen Pläne für die Zukunft ablehnen zu müssen glaubte, gab man ihm doch, um ihn nur überhaupt zu fesseln, einen höheren Titel und ausgedehnten Urlaub zu einer geognostischen Privatreise durch Oberitalien und einen großen Theil der Alpen. Nichtsdestoweniger nahm er, nachdem ihn der Tod der Mutter im November 1796 zum Herrn eines beträchtlichen Vermögens gemacht, ohne Schwanken seinen Abschied, um hinfort ganz ungestört der Wissenschaft zu leben, die er freilich auch im praktischen Berufe niemals aus den Augen verloren. Im Gegentheil darf man behaupten, daß er gerade in jenen neunziger Jahren mit dem eifrigsten und erfolgreichsten Bemühen in die productive Bewegung auch der strengeren Disciplinen

der Naturforschung eingegriffen; nie wieder hat er so fleißig und vielseitig experimentirt wie damals. Die Mineralogie und noch mehr sein Trachten nach einer „unterirdischen Meteorologie" führten ihn in Physik und anorganische Chemie ein; auf die organische und damit alsbald auf die Pflanzenphysiologie sah er sich durch die Botanik verwiesen; mit der thierischen Physiologie befreundete ihn Galvani's Aufsehen erregende Entdeckung. Mit Beobachtung und Versuch vermählt er theoretische Hypothesen, vor allem über die modischen Lieblingsprobleme der Lebenskraft und der Reizbarkeit. Durch zahlreiche Aufsätze in allerhand gelehrten Zeitschriften, die zuletzt (1799) in zwei größeren Sammlungen vereinigt erschienen, erwirbt er sich einen weitverbreiteten Ruf; in Briefwechsel und Gespräch, lebhaft begeistert für die Sache, wenn auch nicht frei von persönlicher Ostentation, weiß er sich und seine Wissenschaft geltend zu machen. Von höherer Bedeutung sind besonders die beiden Hauptschriften aus den Jahren 1793 und 1797: die lateinisch verfaßte „Flora von Freiberg" mit ihrem Anhang von Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen, und die noch schätzenswertheren „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermuthungen über den chemischen Prozeß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt". Hat doch an die so früh von H. ausgesprochenen und begründeten Ansichten über die Ernährung der Pflanzen noch 1840 Liebig dankbar erinnert; während an seine gediegenen experimentellen Untersuchungen über den Galvanismus, welche der ablenkenden Leistung Volta's gegenüber in unbillige Vergessenheit geriethen, die moderne Arbeit auf dem Felde der thierischen Elektricität ein halbes Jahrhundert später wieder anknüpfte. Eigenthümlich, wiewol sehr begreiflich, ist es übrigens, daß H. selbst von diesen Fragen der reinen Naturlehre in der Folge völlig abgezogen ward durch das Uebergewicht seiner erdphysikalischen

Tendenzen, wie er sie schon damals wenigstens als umfassende Entwürfe in sich nährte. Gleich 1792 trägt er sich so mit einer Karte „über den Zusammenhang aller Salzquellen in Deutschland"; vier Jahre drauf glaubt er in „einem großen geognostischen Werke über die Construction des Erdkörpers im mittleren Europa" beweisen zu können, daß in jenem ganzen Gebiete das Streichen und Fallen der Gesteinschichten einer bestimmten, von Richtung und Abfall der Gebirge unabhängigen Regel unterliege. Dies Gesetz wie ein zweites über die gleichzeitige Ablagerung gleicher Flötzgesteine hofft er dann auch in Amerika und somit über die ganze Erde hin bestätigt zu finden. 1794 brütet er wieder, ähnlich wie einst als Student, über einem erst in 20 Jahren zu vollendenden Buche, „das die Pflanzenschöpfung in Verbindung mit der ganzen übrigen Natur nebst ihrem Einfluß auf den empfindenden Menschen schildern sollte". Umständlichere Auslassungen in einem Brief an Schiller (vom 6. August) enthüllen uns, daß er dabei vorzüglich die „Pflanzengeographie" im Auge hatte; besonders deutlich lassen sich die Keime dessen erkennen, was er später als Ideen zur Physiognomik der Gewächse dargelegt hat.

In solchem Zusammenhange wird es wol kaum überraschen, wenn man aus einem Schreiben an Pictet vom 24. Januar 1796 erfährt, daß H. sich zu jener Zeit bereits schlechthin zur Conception „der Idee einer Weltphysik" erhoben hatte. Im ersten Umriß also stand das Bild des „Kosmos", des Werkes seines Lebens, wie er es 1834 nennt, als Ziel seiner Wünsche damals vor seiner Seele. Und an und für sich dürfte man ja eine solche Conception von keinem anderen Zeitalter eher erwarten, als von diesem, wo das weltbürgerliche 18. Jahrhundert sich tiefer denn je wie zum Abschied in der Neige seiner universalistischen Ideale berauschte. Will man jedoch

näher den Ort bestimmen, den Humboldt's Kosmosidee unter den verwandten Gedanken der Zeitgenossen einnimmt, so muß man sie sorgfältig trennen von der auf Welterklärung abzielenden Naturphilosophie, der mathematisch-physikalischen Speculation im Geiste Newton's, in welcher Kant's genetische Betrachtungsweise den letzten Fortschritt bezeichnet, der auf dem Grunde des realen Naturwissens jener Tage möglich war. Es bedurfte danach, wie der newtonischen Epoche eine Periode empirischer Beobachtung hatte voraufgehen müssen, erst einer abermaligen, durch manches Jahrzehnt hindurch fortgesetzten Inductionsarbeit, um das breite Fundament zu schaffen, über welchem sich der Neubau einer erhöhten deductiven Erkenntniß der Natur errichten ließ. H. selbst, in auffallendem Gegensatz zu seinem Bruder von Kant's Doctrin fast gar nicht berührt und überhaupt, wie seine Versuche auf dem Gebiete der Lebenstheorie beweisen, speculativ nicht sonderlich begabt, fühlte natürlich destoweniger Neigung, auf jenen vorderhand abgeschlossenen philosophischen Pfaden vergeblich weiter zu streben. Tactvoller Realismus hielt ihn von den tollkühnen Abenteuern Schelling's und Hegel's fern, deren sogenannte Naturphilosophie die unbequemen Schranken des empirischen Zeitwissens überflog, um sich sodann halt-, ziel- und nutzlos ins Blaue zu verlieren. Sein Lebelang blieb er vielmehr der Erfahrungswissenschaft unverbrüchlich treu, so sehr, daß er am Ende sogar die modernste Entwickelung wahrhaft principieller Naturlehre, die uns aus der mechanischen Wärmetheorie erwuchs, nur mit mißtrauischer Scheu betrachten mochte; er hat sie zwar äußerlich noch erlebt, innerlich aber ist er ihr fremd geblieben. Höchst lebendig dagegen war in ihm immerdar der ästhetische Drang nach einheitlicher Erfassung der Natur. Indem er auf die Erklärung ihrer Totalität, auf die noch uneröffnete Einsicht in den Causalzusammenhang aller

Erscheinungen aufrichtig verzichtete, trieb es ihn doch unwiderstehlich zur Anschauung und Schilderung des Naturganzen im Neben- und Durcheinanderwirken der Kräfte; er stellte sich die Aufgabe einer physikalischen Weltbeschreibung, in der die Außenwelt mit all ihren Gruppen von Phänomenen, auch wo diese noch durch kein in die Tiefe weisendes Gesetz innerlich verbunden erschienen, doch in der künstlerischen Composition eines einzigen großen Gemäldes sich darstellen sollte. In ihrer descriptiven Richtung, wie außerdem durch die individuelle Thatsache, daß H. selbst vornehmlich von botanischen Studien aus dahin vorgedrungen ist, schließt sich demnach diese seine Kosmologie noch an die Linné'sche Aera der Naturwissenschaft an; allein wie weit erhebt sie sich über deren lediglich systematische Gesichtspunkte! Sie ergreift die Natur in der ganzen ungeheuren Complication der lebendigen Wirklichkeit, wozu ihr die sogenannte physikalische Geographie, wie sie durch den älteren Forster auf deutschen Boden und durch den jüngeren auf H. persönlich übertragen worden, vortrefflich vorgearbeitet hatte. Aus dieser noch rohen und unvollständigen physischen Erdkunde die großartigste Erdphysik, ja durch deren weitere Verbindung mit der Himmelskunde eine Weltphysik hervorzugestalten, bildete dann Humboldt's eigenstes Werk und Verdienst. In der Grundansicht, jedoch, die hierzu erforderlich war, von dem alldurchdringenden Wesen der in der unermeßlichen Breite ihrer Erscheinung überall mit sich selbst einstimmigen Natur traf er, wiewol auch dafür einige Winke Georg Forster's zu gebrauchen waren, aufs denkwürdigste doch mit Goethe's so oft und so herrlich ausgesprochenen Ideen zusammen. Wie bedeutsam nehmen sich daher die Besuche aus, die H. 1794 und 1795 vom Fichtelgebirge her, durch seinen Bruder eingeführt, als willkommener Gast empfangend und spendend in Jena abgestattet! „In den Wäldern des

Amazonenflusses wie auf dem Rücken der hohen Anden", schreibt er am 14. Mai 1806 an Karoline v. Wolzogen, „erkannte ich, wie von Einem Hauche beseelt von Pol zu Pol nur Ein Leben ausgegossen ist in Steinen, Pflanzen und Thieren und in des Menschen schwellender Brust. Ueberall ward ich von dem Gefühl durchdrungen, wie mächtig jene Jenaer Verhältnisse auf mich gewirkt, wie ich durch Goethe's Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden war!" Wie Wilhelm von Humboldt's gleichzeitigen Entwurf einer den geistigen Kosmos umfassenden Anthropologie, darf man demnach auch Alexanders Plan zu einer Weltphysik getrost mit dem Centralfeuer unserer damaligen nationalen Bildung in Verbindung denken. Nur übersehe man darüber nicht die überaus wichtige Differenz, die auf der anderen Seite zwischen der Sinnesart unseres H. und der poetisch-philosophischen Stimmung jener classischen Lebenskreise bestand! War man im Schema der Gesammtempfindung und -betrachtung einig, so wich in der Methode der Einzelerkenntniß H. weit ab vom Goethe'schen Wege genialer Intuition; darin erschien er vielmehr durchaus als Repräsentant der echten experimentellen, messenden, wägenden und berechnenden Naturwissenschaft; mit einem Fuße sozusagen steht er so schon im 19. Jahrhundert. Diese Doppelnatur ist es, was ihm ähnlich wie dem Bruder seine eigenthümliche Stellung in der modernen Geistesgeschichte anweist; aus ihr erklärt sich sowol der herbe Tadel, den damals (1797) Schiller über sein exactes Gebahren aussprach, wie die umgekehrte Unterschätzung, die er später nicht selten von einseitigen Vertretern der inzwischen zur Alleinherrschaft gelangten empirischen Specialforschung erfuhr. Aus ihr erklärt sich aber auch positiv seine wunderbare Fähigkeit, theoretisch zwischen so grell verschiedenen Generationen und praktisch, als unparteiischer Schützer und Pfleger,

zwischen scheinbar entgegengesetzten Culturinteressen zu vermitteln.

Sobald H. sein Verhältniß zum Staate gelöst, stand, wie es schien, der Ausführung seines langgehegten Wunsches, eine ferne wissenschaftliche Reise, womöglich nach Westindien, zu unternehmen, kein Hinderniß mehr im Wege. Was ihn trotzdem noch beinah drittehalb Jahr in Europa zurückgehalten, war einmal der Trieb, sich in jeder Hinsicht genügend auf die vielseitigste Forscherarbeit vorzubereiten, außerdem jedoch die Verwicklung der politischen Welthändel, die auch den wohlhabenden und ungebundenen Privatmann seine Abhängigkeit vom öffentlichen Leben peinlich empfinden ließ. Sein nächstes Vorhaben war ein Ausflug nach Neapel und Sicilien, wo er vornehmlich die thätigen Vulcane zu Vorstudien für die heiße Zone zu benutzen gedachte. Da auch Wilhelm mit seiner Familie nach Italien aufbrechen wollte, so stellte sich Alexander im Frühling 1797 in Jena ein und füllte einen dreimonatlichen Aufenthalt daselbst mit anatomischen Uebungen unter Loder's Leitung aus. Gemeinsam ging es dann über Dresden und Prag nach Wien; hier aber erkannte man die Unmöglichkeit, in den von Krieg und Revolution zerrütteten Süden vorzudringen. Während deshalb Wilhelm nach Paris übersiedelte, brachte Alexander mit Leopold v. Buch den Winter abwartend in Salzburg zu, wo ihn neben geognostischen und eudiometrischen Untersuchungen als weitere technische Reiseexercitien meteorologische und erdmagnetische Beobachtungen, barometrische und trigonometrische Höhenmessungen und namentlich auch die ihm von Zach ans Herz gelegten astronomischen Observationen zum Behufe geographischer Ortsbestimmung reichlich beschäftigten. Mittlerweile traf ihn eine Einladung des wunderlichen Lord Bristol zu kostenfreier Theilnahme an einer touristischen Excursion nach Oberägypten, worauf er

in der Absicht einging, sich hernach selbständig ins vordere Asien zu begeben, das ihn in manchem Betracht für den vereitelten Besuch Italiens entschädigen mochte. Um sich einige noch fehlende Instrumente zu beschaffen, eilte er im Mai 1798 nach Paris; schon unterwegs jedoch erhielt er Kunde von der ägyptischen Expedition Bonaparte's, um derentwillen Lord Bristol noch vor seinem Aufbruch aus Mailand, vermeintlich als brittischer Agent, verhaftet ward. In Paris, welches derzeit für die Metropole der exacten Wissenschaft gelten durfte, erwarteten H. die interessantesten und belehrendsten Beziehungen; allein von Ungeduld ergriffen, stand er doch keinen Augenblick an, sich zum Begleiter der großartigen Weltumsegelung anzutragen, welche das Directorium soeben durch Kapitän Baudin ins Werk zu setzen beschlossen hatte. Während der vielversprechenden Zurüstungen gewann er die Freundschaft des jungen Aimé Bonpland, der als Botaniker die Fahrt Baudin's mitmachen sollte, nun aber vom Schicksal auserkoren ward, als Humboldt's guter Kamerad und Adjutant eine durch seine eigene wissenschaftliche Bedeutung schwerlich in dem Maße verdiente Unsterblichkeit zu erringen. Nach vier Monaten nämlich voller Hoffnung und Spannung sah sich H. abermals getäuscht, da die französische Regierung angesichts neuer continentaler Kämpfe das ganze Unternehmen plötzlich vertagte. Noch einmal tauchte darauf die Aussicht auf Afrika und den Orient vor ihm auf, indem sich der schwedische Consul Skjöldebrand erbot, ihn von der Provence nach Algier zur Erkundung des Atlas und von da nach Aegypten überzuführen. Im Herbst 1798 fand sich H. mit Bonpland in Marseille ein; auch diesmal aber verdarben Mißgeschick und Krieg das Spiel. Um nicht länger müßig still zu liegen, wandten sich daher die Freunde zu Ende des

Jahres nach Spanien, deſſen öſtlichen Küſtenſtrich ſie bis Valencia durchforſchten. Noch immer hielt indeß H. an dem Plan auf Nordafrika feſt und erſt in Madrid, wo er Anfang Februar 1799 anlangte, iſt er auf ſeine urſprüngliche Idee einer amerikaniſchen Reiſe zurückgekommen. Hatte er einſt über Englands gehen wollen, ſo that ſich jetzt ein directerer Weg auf; nur wäre es ihm ſelber nie gelungen, das damals durch die politiſche Lage wirklich gerechtfertigte Mißtrauen der ſpaniſchen Regierung gegen jegliche auf die transatlantiſchen Colonien gerichtete Wißbegier zu überwinden. Es bildet den Ruhm des ſächſiſchen Geſandten Baron Philipp v. Forell, aus Mitgefühl für die Wiſſenſchaft den frivolen Miniſter Urquijo und durch ihn König Karl IV. für Humboldt's Anliegen gewonnen zu haben. Mit der liberalſten Erlaubniß zu jederlei Forſchung in allen überſeeiſchen Beſitzungen Spaniens verſehen, eine außerordentliche Gunſt, die H. gern durch Mittheilung von Reſultaten und Sammlungen vergolten hat, verließen beide Gelehrte im Mai die Hauptſtadt, um ſich am 5. Juni zu Coruña auf der Fregatte Pizarro einzuſchiffen. Nach ſoviel endlich überſtandenen Widerwärtigkeiten fühlte ſich H. neu von Muth und Zuverſicht erhoben: „der Menſch muß das Große und Gute wollen!“ ruft er wiederholt in ſeinen Abſchiedsbriefen aus. Er ſtand dem Ausgang ſeines 30. Jahres nah; ein Drittel ſeiner Tage lag hinter ihm, gleichſam die einfach klare Expoſition zur gewichtigen Handlung ſeines Lebens. „Er macht eine einzig ſchöne Reiſe“, ſchreibt Wilhelm kurz darauf an Goethe, „und iſt ein glücklicher und beneidenswürdiger Menſch. Es iſt ſelten, daß das Schickſal einen Menſchen ſo begünſtigt, das zu werden, wozu ihn die Natur beſtimmt hat, und noch ſeltener, daß ein Menſch ſelbſt dieſe Beſtimmung ſo früh und ſo ganz findet.

Er hat sich nie einen einzigen Augenblick von seinen Lieblingsstudien abbringen, nie auf seinem Wege irre machen lassen, und was ihn darauf erhalten hat, war einzig sein Genie."

Humboldt's Abwesenheit von Europa dauerte etwas über fünf Jahre, vom 5. Juni 1799 bis zum 3. August 1804, wo er in Bordeaux ans Land stieg. D'e Kosten des großen Unternehmens, die er, auch für Bonpland, ganz aus eigenen Mitteln bestritt, betrugen zwischen 30,000 und 40,000 Thaler und verzehrten außer den Zinsen den fünften Theil seines Kapitals. Seine rastlos energische Thätigkeit, die ununterbrochene Heiterkeit seines Gemüths ward während jener langen Zeit nicht wenig durch eine unerschütterliche Gesundheit befördert, deren er sich vordem im Vaterlande keineswegs erfreut hatte. Die Tropenwelt erschien ihm daher so recht als sein Element, das er, in die Heimath zurückgekehrt, durch eine ungewöhnlich hohe Temperatur seiner Wohn- und Arbeitsräume zu ersetzen suchte. Nur eine rheumatische Schwäche des rechten Arms, die ihn im Alter nöthigte, in gebückter Stellung auf dem Knie statt auf dem Tische zu schreiben, trug er als übles Andenken an die feuchten Blätterlager der Nächte am Orinoco davon. Gefahren gewaltsamer Natur hatten die Reisenden sehr selten zu bestehen; die schlimmsten aller Unbilden erlitten sie von den Insecten der Urwaldströme. Dramatisches Interesse bietet deshalb ihre Wanderung wenig, und da dieselbe überdies keine Entdeckungsreise im geographischen Sinne des Wortes war, sich vielmehr ausschließlich auf längst, wenn auch meist nur oberflächlich bekannte Erdräume erstreckte, so wird man vorziehen, ihre Hauptrichtungen und -wendungen in allgemeinem Umriß sich zu vergegenwärtigen, anstatt am unwesentlichen Schwall und Pomp vielsilbiger und volltönender Ortsnamen von indianischem oder castilianischem Gepräge die Sinne zu ermüden. Ein kurzer

Besuch der Insel Teneriffa war von Haus aus verabredet worden; man streifte so das verschlossene Afrika wenigstens von der Seeseite, und die Ersteigung des Pic (am 22. Juni 1799) ersetzte vollauf die des Vesuv und Aetna. Obwol dann eigentlich die Absicht gewesen war, sogleich über Cuba nach Mexico zu gehen, ließ sich H. durch den Ausbruch des Fiebers an Bord bestimmen, schon in Cumaná zu landen; ein Entschluß von den wichtigsten Folgen. Denn gerade hier in Venezuela gerieth er unmittelbar in die beinah unberührte Wildniß äquinoctialer Pflanzenschöpfung, von deren überwältigendem Eindruck entzückte Briefe Zeugniß ablegen. So wurden denn fast anderthalb Jahre (vom 16. Juli 1799 bis 24. November 1800) der Erforschung dieser Provinz in ihren drei Regionen, dem Küstengebirge, den Llanos und dem Waldgebiet am Orinoco gewidmet. Darauf erst ging es zu Schiffe nach der Havana, wo sich nun wie zum Contrast Gelegenheit zum ökonomischen Studium eines Tropenlandes im Culturzustande bot. Dieser erste Aufenthalt in Cuba (vom 19. December 1800 bis 8. März 1801) ward vorzeitig abgebrochen in Folge der falschen Nachricht, daß die nun doch zustande gekommene Baudin'sche Expedition den Weg ums Cap Horn gewählt habe, für welchen Fall H. noch bei seiner Abfahrt aus Europa dem Kapitän seinen eigenen Anschluß von einem südamerikanischen Hafen aus versprochen hatte. Seiner Zusage getreu segelte er nach Carthagena, woran sich (vom 30. März 1801 an) eine dreivierteljährige Reise aufwärts durch Neugranada reihte, zuerst auf dem Magdalenenstrom, hernach, unter den größten Beschwerden, über Bogotá durch die Cordilleren nach Quito. Erst hier, zu Anfang 1802, erfuhr man, daß Baudin im Gegentheil die östliche Richtung eingeschlagen habe; und scheinbar nicht mit Unrecht beklagte H. die Hunderte von Meilen, die er um eines verfehlten

Rendezvous willen durch ein Land zurückgelegt, welches er im eigenen Intereſſe niemals aufgeſucht haben würde. Es kam hinzu, daß er in Folge deſſen in der nächſten Periode ſeiner Reiſe (vom 6. Januar 1802 bis 15. Februar 1803) in den Anden von Ecuador und Peru, ſowie an der vorliegenden Südſeeküſte ſich zum großen Theil auf einem ſchon von La Condamine und Bouguer wiſſenſchaftlich erkundeten Boden bewegte. In Wahrheit aber hat ihn gerade ſo ein freundlich neckiſches Geſchick im Hinblick auf ſeinen eigenthümlichſten Zweck an den günſtigſten Platz geführt. Denn von dieſer Gegend hatte ſchon Herder 1784 prophetiſch gerühmt, daß ſie „für die größere Naturgeſchichte, für Einheit und Gewißheit des bisher von der phyſiſchen Beſchaffenheit der Erde einzeln Erkannten“ ſich als die intereſſanteſte der Welt erweiſen werde. Es iſt, um Humboldt's eigene Worte zu gebrauchen, der Theil der Erdoberfläche, „wo im engſten Raume die Mannichfaltigkeit der Natureindrücke ihr Maximum erreicht“, wo dem Menſchen verliehen iſt, ohne daß er ſeine Heimath verließe, „alle Pflanzengeſtalten der Erde zu ſehen, wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine ſeiner leuchtenden Welten verbirgt.“ Hier alſo fand eine vergleichende Naturbetrachtung, eine — nach Humboldt's Lieblingsausdruck — auf „Verallgemeinerung der Ideen“ hinzielende Induction das vollſtändigſte Material von der Natur ſelbſt geſammelt, ja in gewiſſem Sinne bereits geordnet vor: „Dort ſind die Klimate wie die durch ſie beſtimmten Pflanzenzonen ſchichtenweiſe übereinander gelagert, dort die Geſetze abnehmender Wärme, dem aufmerkſamen Beobachter verſtändlich, mit ewigen Zügen in die Felſenwände der Andeskette, am Abhange des Gebirges, eingegraben.“ Nimmt man noch die geologiſche Beſchaffenheit jenes Terrains hinzu, das wie kein anderes die erdumwandelnde Macht des Vulcanismus zur Anſchauung bringt,

so bleibt kein Zweifel, daß H. ebenda, zumal in der Landschaft von Quito, die klassische Stätte für seine Weltphysik fast wider Willen aufgefunden. Man möchte gern für einen symbolischen Ausdruck dieser Thatsache gelten lassen, was freilich eher ein Zeichen der kindlichen Unreife der Zeitbildung war: daß kein Moment seines ganzen Lebens H. einen so lauten populären Ruhm eingetragen, wozu er selber allerdings in naiver Herablassung mitgewirkt, wie der mitten in jene Periode fallende, für die Wissenschaft kaum ersprießliche und obendrein mißlungene Versuch, am 23. Juni 1802 den Gipfel des Chimborasso zu erklimmen. Nachdem dann auch in anderem, als diesem äußerlichen Sinne der Höhepunkt der Reise überschritten war, bleibt eigentlich nur noch ein an sich bedeutender Abschnitt zu verzeichnen. War H. anfangs gesonnen, der ihm bereiteten Enttäuschung zutrotz auf eigene Hand über die Philippinen und Ostindien heimzukehren, so gab er doch nun so weitläufige Pläne für diesmal auf; hauptsächlich in dem löblichen Verlangen, sobald wie möglich die Früchte seiner Anstrengung gemeinnützig zu verwerthen und zugleich für sich selbst die schmerzlich vermißte Fühlung mit dem Fortschritt der europäischen Forschung wieder zu gewinnen. Er lenkte deshalb in seinen frühesten Vorsatz zurück und betrat vom stillen Ocean aus in Acapulco den Boden des Königreichs Mexico, dem er ebenfalls ungefähr ein Jahr lang (vom 23. März 1803 bis 7. März 1804) die gründlichste Aufmerksamkeit schenkte. Neben naturwissenschaftlichen, insbesondere geognostischen Beobachtungen gingen tiefeindringende wirthschaftliche Studien einher, ähnlich denen, die einst in Cuba begonnen worden und deren nunmehrige Vollendung während eines zweiten Aufenthalts in der Havana (bis zum 29. April 1804) zugleich den Abschluß der gesammten Reisearbeit bildete. Denn der politisch belehrende Besuch der Ver-

einigten Staaten (vom 19. Mai bis 9. Juli), wo H. die Gastfreundschaft Jefferson's genoß, ist doch mehr als eine persönliche Episode der Heimfahrt anzusehen.

Die Nachwelt erblickt die epochemachende Bedeutung der amerikanischen Reise Humboldt's natürlich vor allem darin, daß ihm die Fülle der dabei erworbenen Anschauungen und Erfahrungen die breite Basis für den originellen Aufbau seiner Weltphysik darbot. Allein da diese Kosmologie doch in der That nur zustande kommen konnte durch gegenseitige Verbindung der naturwissenschaftlichen Einzeldisciplinen, so erregt darum nicht weniger die Summe der direct für die letzteren sowie für die angrenzenden geographischen und ökonomischen Fächer gewonnenen Resultate an und für sich die größte Bewunderung. Aus diesem Gesichtspunkt, dem höchsten, den man der bisherigen Reisepraxis gegenüber einzunehmen gewohnt war, faßten die Zeitgenossen Humboldt's Leistung auf; auch so schon erschien er tüchtiger und glücklicher als alle Vorgänger. Die Tausende von neuen Gewächsarten, die Hunderte von astronomischen Ortsbestimmungen und Höhenmessungen, auf die sich zum erstenmal genaue Karten der berührten Landschaften und deutliche Vorstellungen von ihrer Bodengestalt gründen ließen, überhaupt der Reichthum und die Mannichfaltigkeit seiner Sammlungen, die Menge und, was noch wichtiger, die Schärfe seiner Beobachtungen, die Thatsache endlich, daß er das Ganze aus eigenem Entschluß und ohne jede öffentliche Unterstützung vollbracht hatte, alles das verlieh seinem Namen alsbald in der ganzen gebildeten Welt einen unverlöschlichen Glanz. Paris, das als neue Kaiserstadt mehr denn je sich als Hauptort Europas darstellte, empfing ihn mit Auszeichnung; nur Napoleon selbst ist ihm geringschätzig begegnet. Unverzüglich traf er die ersten Anstalten zur Bearbeitung und Publication der Ergebnisse seiner

Forschung in einem vielgliedrigen Werke, das an Gediegenheit und Eleganz in Inhalt und Form, Text und Illustration ebenso einzig dastehen sollte wie die Reise selber; eine Absicht, die er nur mit den Geldkräften und technischen Hülfsmitteln der Pariser Firmen und Institute durchsetzen zu können meinte. Sanguinisch genug hoffte er in zwei bis drei Jahren die Arbeit im Wesentlichen zu vollenden, um alsdann zu einer neuen, dringend ersehnten Expedition nach Indien und Innerasien aufzubrechen. Dabei zählte er allerdings von vornherein, auch abgesehen von dem leider allzu saumseligen Bonpland, auf die Dienste gelehrter Mitarbeiter, wie er sie bald namentlich für die astronomischen Rechnungen in J. Oltmanns und für die systematische Botanik in K. S. Kunth, dem Neffen seines Erziehers, nach Wunsch gewann. Was ihm selber am meisten am Herzen lag, darüber kann kein Zweifel bestehen, wenn man sieht, daß die Reihe der litterarischen Reiseproducte 1805 in weitem Abstand von allen anderen eröffnet ward durch den „Essai sur la géographie des plantes", welcher den vor elf Jahren gefaßten Gedanken, „die Pflanzenschöpfung in Verbindung mit der ganzen übrigen Natur zu schildern", gewissermaßen verwirklichte. Denn es erschien dieser geobotanische Versuch wenigstens in Begleitung eines in seinen Grundzügen schon auf der peruanischen Wanderung entworfenen „Tableau physique des régions équinoxiales". „Dies Werk beweist", schrieb H. selbst darüber am 3. Februar 1805 an Pictet, „daß meine Arbeiten das Ensemble der Erscheinungen umfaßt haben.....; schauen wollen die Leute, deshalb zeige ich ihnen einen Mikrokosmos auf einem Blatte." Ueberaus deutlich bewährt sich so, was bereits einigen früheren Aeußerungen zu entnehmen war, daß die Conception einer physischen Weltbeschreibung in H. individuell aus dem selbständigen Keime seiner Pflanzen-

geographie erwachsen ist. Ebenso entschieden aber wird der generell ästhetische Charakter seines physikalischen Universalismus durch die Wahrnehmung bestätigt, daß der erste Schritt zur Ausführung der kosmographischen Entwürfe sich geradezu in die Kunstgestalt eines „Naturgemäldes" kleidete. Ganz dem angemessen trug endlich die 1807 herausgegebene deutsche Bearbeitung der merkwürdigen Schrift in der Zueignung den Namen Goethe's an der Stirn. Ueber dieser litterarischen Thätigkeit vergaß nun aber H. keineswegs jenes anderen Vorsatzes, der ihn nach Europa heimgerufen. Kaum in Paris angekommen vereint er sich mit Biot zu erdmagnetischen Untersuchungen und vor allem mit Gay-Lussac, der gerade durch die scharfe Kritik seiner früheren eudiometrischen Versuche sein Vertrauen gewonnen, im Laboratorium der polytechnischen Schule zu gründlicheren chemischen Arbeiten über das Verhältniß der Bestandtheile der Atmosphäre. Auch diesen Mann und nicht minder hernach den jungen feurigen Arago, der ihm dann unter allen Franzosen der liebste Freund geworden ist, erhebt er wie vordem Willdenow und Freiesleben in den Kreis „der wenigen Menschen, die auf Denkart und Ansicht der Natur in ihm bleibend gewirkt haben". Die in Paris begonnenen Studien wurden fleißig fortgesetzt auf einer italienischen Reise, die H. mit Gay-Lussac im März 1805 antrat. In Rom begrüßte er den Bruder Wilhelm, den er durch Mittheilung werthvollen Materials zur Erkenntniß der amerikanischen Sprachen erfreute. In Neapel und auf dem Vesuv, der zum Glück soeben eine eruptive Anwandlung hatte, genoß man der belehrenden Gesellschaft Leopold von Buch's. Im Herbst gingen darauf die drei Naturforscher gemeinsam durch die Schweiz und Westdeutschland nach Berlin, wo H. nach neunjähriger Abwesenheit gleichfalls mit Ehren aufgenommen ward. Hier wollte

denn auch das Staatsoberhaupt nicht zurückstehen; Friedrich Wilhelm III. ernannte den gefeierten Unterthan zum Kammerherrn, eine Hofwürde, welche schon Humboldt's Vater innegehabt, und setzte ihm, wol in der Hoffnung, ihn dem Vaterlande dauernd zu verbinden, eine ansehnliche Pension aus den Fonds der Akademie der Wissenschaften aus. Als Mitglied der letzteren las H. im J. 1806 eine Anzahl von Abhandlungen in deutscher Sprache, die den Grundstock zu den im folgenden Jahre veröffentlichten, dem Bruder gewidmeten „Ansichten der Natur" abgaben. Dies anmuthige Buch, das immerdar das Lieblingswerk des Verfassers selbst geblieben ist, löste mit besserem Erfolg als Georg Forster's kleine Schriften, die ihm theilweise zum Muster gedient haben, die Aufgabe, physikalische Gegenstände in den Bereich unserer schönen Litteratur hinüberzuziehen. Freilich gelang auch H. nicht vollkommen die Verschmelzung der ästhetischen und der streng wissenschaftlichen Tendenz; denn gelehrte Anmerkungen heften sich, ebenso wie später im „Kosmos", von außen an die geschmackvoll componirten, in Stil und Ausdruck öfters allerdings nur zu poetischen Schilderungen des Textes. Hier waltet ferner allenthalben ersichtlich ein physiognomisches Bestreben vor; der Eindruck der Natur auf die menschliche Empfindung wird mit besonderer Theilnahme beleuchtet. Durch die Vermittlung Bernardin de St. Pierre's, dessen Paul und Virginie H. auf seinen tropischen Zügen wieder und wieder mit Begeisterung las, fühlt man sich dabei an den Urquell der modernen Naturromantik in Rousseau zurückgeleitet. Diese sentimentale Seite des Büchleins aber ist noch überdies in die tiefere Farbe politischer Schwermuth getaucht; denn eben jetzt hatte der kriegerische Sturm des napoleonischen Zeitalters, der H. schon so manche persönliche Hoffnung zertrümmert, auch den heimischen Staat niedergeworfen, dem er kaum

wieder anzugehören begonnen. Während der französischen Besetzung von Berlin nach der Schlacht bei Jena finden wir ihn in einem einsamen Garten der Hauptstadt in stillem Eifer mit stündlichen Beobachtungen der magnetischen Declination beschäftigt. Vergebens verwandte er sich bei den feindlichen Machthabern für die Schonung der Universität Halle. In die Vorberathungen zur Gründung einer Hochschule in Berlin zog ihn 1807 Friedrich August Wolf hinein und ließ sich von ihm überzeugen, daß man dabei durchaus an dem altbewährten Begriff und Namen Universität festhalten müsse. Doch verrieth H. wenig Neigung zu activer Theilnahme als Docent, wiewol man gerade von der Anziehungskraft seines Ruhms das beste erwartete. Bevor er aber vor die praktische Entscheidung gestellt ward, ja ehe noch Wilhelm von Rom herbeikam, um die große Stiftung ernstlich in Angriff zu nehmen, bot sich ihm die erwünschte Gelegenheit, auf viele Jahre hinaus die Heimath wieder zu verlassen, die ihm damals allerdings keine Möglichkeit gewährte, mit aller Kraft den wissenschaftlichen Interessen zu leben, welche ihm stets unter allen menschlichen, wie er aufrichtig betheuert hat, „oben an der Spitze standen".

Gegen Ende 1807 entsandte der König seinen jüngsten Bruder, den Prinzen Wilhelm, an Napoleon, um in einem neuen Vertrage dem furchtbar belasteten Preußen einige dringend nothwendige Erleichterung zu verschaffen. Als erfahrener Kenner des gesellschaftlichen Terrains in der französischen Hauptstadt mußte H. den Prinzen begleiten und berathen und erhielt alsdann im Herbst auch nach der Heimkehr desselben die königliche Erlaubniß, zum Behufe der Ausarbeitung seines Reisewerks als eins der acht auswärtigen Mitglieder des Instituts seinen Wohnsitz in Paris zu behalten. Von keiner Seite zwar ward dabei vorausgesetzt, daß

sich dieser Urlaub, von verhältnißmäßig geringen Unterbrechungen abgesehen, zu einem beinah 20jährigen Aufenthalte an der Seine ausdehnen werde. Nur allmählich vielmehr und wenigstens anfangs fast unwillkürlich spann sich H. dort in einen der wichtigsten Abschnitte seines ganzen Daseins ein. Denn wir erblicken in dieser großen Periode von 1808—27 die Zeit seiner vollen Mannesreife vom 39. bis zum 58. Lebensjahr; eine Erntezeit voll wohlbelohnter Mühe, hinter der freilich noch Raum blieb für manche Herbstlese köstlichster Art. In den ersten Jahren, so lange er sich noch mit dem Wahne schmeicheln durfte, seine von den verschiedensten Punkten aus rüstig begonnene Riesenpublication in gleicher Geschwindigkeit fortgesetzt und mithin rasch abgethan zu sehen, stand er innerlich sozusagen auf dem Sprunge nach Asien. Denn gerade nun, wo er im Begriff war, die wissenschaftliche Summe aus seinen amerikanischen Forschungen zu ziehen, erschien seinem schrankenlos universellen Verlangen die überwiegende Anschauung des neuen Continents als eine, wenn auch noch so viel in sich begreifende Einseitigkeit, über die ihn nur die vergleichende Betrachtung der asiatischen Natur hinwegheben könne. Mit beharrlichem Eifer studirte er deshalb bei Silvestre de Sacy und anderen Lehrmeistern die persische Sprache als eine der leichteren des Orients. Allein außer der Hemmung, die der bald erlahmende Gang seines vielgestaltigen litterarischen Unternehmens seinen Wünschen bereitete, stießen diese auch auf andere Hindernisse, welche wiederum wie einst, direct oder indirect, mit den gewaltsamen Begebenheiten des Zeitalters zusammenhingen. Zunächst sah er sich dadurch sogar in materielle Bedrängniß versetzt. Von seinem größtentheils im preußischen Polen hypothekarisch angelegten Vermögen hatte er schon seit 1807 in Folge der politischen Umwälzung jener Landstriche keinen Ertrag genossen;

jetzt aber, im Januar 1809, ward das Kapital selbst von der Warschauer Regierung zur Vergeltung preußischer Maßregeln in Beschlag genommen. Mit dringenden Vorstellungen wandte sich deshalb H. gegen Ende des Jahres an den gerade in Paris anwesenden König von Sachsen, um wenigstens die Herausgabe seines Werkes nicht ernstlich zu gefährden. Daß an eine zweite Weltreise unter solchen Umständen nicht zu denken war, liegt auf der Hand. Nachdem jedoch 1810 diese Verlegenheit durch Aufhebung des Sequesters glücklich beseitigt worden, traten die asiatischen Projecte sofort wieder in den Vordergrund. Ohne Zweifel bildeten sie eins der Hauptmotive für die Weigerung Humboldt's, die Leitung des preußischen Unterrichtswesens als Nachfolger seines Bruders zu übernehmen. Und kaum hatte er diesem auf seinem Wiener Gesandtschaftsposten einen kurzen Besuch abgestattet, als er Ende 1811, in Gedanken mit den Vorkehrungen zu einer selbständigen Expedition beschäftigt, unvermuthet von seiten des Reichskanzlers Grafen Romanzow den Antrag erhielt, sich einer officiellen russischen Forschungsreise anzuschließen, die von Sibirien aus über Kaschgar und Yarkand ins Innere von Tibet vordringen sollte. Mit dem lebhaften Ausruf: „ich will Russe werden, wie ich Spanier geworden bin; alles, was ich angreife, führ' ich mit Enthusiasmus durch", sagte er Anfang 1812 seine Betheiligung für das Jahr 1814 zu; da zertrat ihm aufs neue rücksichtslos der militärische Gang der Zeitgeschichte die feinen Zirkel seiner wissenschaftlichen Pläne. Dem russischen Feldzuge folgte die Erhebung Preußens, und schüchtern zog sich H. inmitten der nun feindlichen Hauptstadt in die gelehrte Arbeit zurück, die ihm für den Augenblick abermals den eigenen Unterhalt darreichen mußte. Als im August 1813 unter freudiger Mitwirkung seines Bruders der Waffenstillstand in den entschei-

denden europäischen Kampf verwandelt ward, gestand er selber wehmüthig ein, daß er „thöricht genug gewesen sei, an eine prosaischere Lage der Welt zu glauben". Undenkbar wäre, daß er den Sturz Napoleon's, die Befreiung Deutschlands nicht dennoch von Herzen willkommen geheißen, aber dieser ewige Krieg mit seinen culturzerstörenden Wirkungen war ihm an sich aus eigener leidiger Erfahrung tief verhaßt. „Das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts", das ihm seit dem Eintritt ins handelnde Leben unaufhörlich vor Augen stand, hatte seinen Blick für die sittliche Erhabenheit welthistorischer Verhängnisse abgestumpft. Man thäte sicherlich Unrecht, ihm jede Vaterlandsliebe abzusprechen; Kosmopolit im negativen Sinne des Wortes war er nicht. Wol aber hatte ihm sein odysseischer Lebenslauf eine positiv internationale Gesinnung eingeflößt, welche die Nationalitäten als gleichberechtigt anerkannte, um sie durch friedliche Bildung zu höherer menschlicher Einheit zu verbinden. Ja solche Verbindung suchte er nach Kräften in seiner eigenen weitangelegten Persönlichkeit wirklich darzustellen und so empfand er, wie paradox es immer klingen mag, damals zugleich als Deutscher und Franzose. Während er, wie 1806 in Berlin bei den Marschällen Napoleon's, nur jetzt mit besserem Erfolg, 1814 und 1815 bei den Verbündeten in Paris zu Gunsten gelehrter Anstalten und Personen intervenirte, diente er zugleich seinem siegreichen Könige als Führer durch die Weltstadt. Friedrich Wilhelm III. fand dabei an dem vielbewanderten, geistreichen und zudem so liebenswürdig geschmeidigen Kammerherrn ein ungemeines Wohlgefallen; er nahm ihn 1814 mit nach England, entschädigte ihn für allen Aufwand an Zeit durch wiederholte Gnadengeschenke und bewilligte ihm 1818 auf seine Bitte sofort höchst ansehnliche Summen zur Bestreitung der Kosten einer fünfjährigen ost-

indischen Reise, aus der jedoch aus unbekannten Gründen wiederum nichts geworden ist. Kurze Ausflüge nach London, 1817 mit Arago, 1818 mit Valenciennes, verdienen dem gegenüber kaum Erwähnung; im letzteren Jahre finden wir H. außerdem auf dem Aachener Congreß in der Umgebung des Königs, der ihn auch 1822 auf dem Congreß zu Verona um sich zu haben wünschte und von dort aus unter seiner Führung eine Reise nach Rom und Neapel unternahm, wobei H. Gelegenheit fand, die 17 Jahr früher mit Buch und Gay-Lussac am Vesuv angestellten Messungen zu wiederholen. Auch auf der Rückfahrt nach Berlin begleitete er den König und verweilte im Frühjahr 1823 einige Monate in der Heimath, wo man vergebens hoffte ihn für immer zu behalten. Erst auf einem neuen Besuche, den er im Herbst 1826 mit Valenciennes in Berlin machte, setzte der König die definitive Heimkehr auf den nächsten Frühling unter gnädigen Bedingungen fest, welche H. in seiner üblen finanziellen Lage dankbar annehmen mußte, wie sauer ihm auch die Trennung von Paris in jeder anderen Hinsicht ankam. Denn längst war ihm inzwischen das dortige Treiben in Anstrengung und Erholung, in Wissenschaft und Gesellschaft zur einzig behaglichen Gewohnheit geworden. Von Jahr zu Jahr heller leuchtete ihm, während er ihres vertrauten Umgangs genoß, die Bedeutung der französischen Naturforschung ein, die dermalen immer noch die der anderen Länder überstrahlte; von Tag zu Tag unentbehrlicher dünkte ihn die wundervolle Stadt in ihrer unschätzbar reichen Ausrüstung mit allen geistigen und materiellen Mitteln, deren er zu seinen Studien, zu seinen schriftstellerischen Zwecken bedurfte. Zugleich aber verstrickte er sich auch persönlich immer tiefer in das sociale Wesen der Pariser Salons. Dieser hochcultivirte, allseitig erregte Verkehr der Talente, die Freiheit, Gleichheit und

Brüderlichkeit im Esprit, in der Conversation, ja in der Médisance, das war die Luft, in der seine Seele, begierig und fähig unendliche Mittheilung zu spenden und zu empfangen, am liebsten und bequemsten athmete. Nie wol hat ein deutscher Gelehrter mit gleicher Virtuosität das Zauberwort „Tages Arbeit, Abends Gäste" verkörpert, wie H. in Paris; besser verstand kein anderer in äußerer Zerstreuung innere Sammlung zu bewahren. Von selber bietet sich die Bemerkung dar, daß so nur ein vermögender Junggesell seine Jahre hinbringen kann; aber man hüte sich, ihn deshalb der Selbstsucht anzuklagen. Denn eben damals ward ihm die gern geübte Pflicht des Gönners und Wohlthäters zur anderen Natur. Nicht den Freunden allein, den Arago und Gay-Lussac, den Bonpland und Valenciennes gegenüber war er zu jedem Opfer stets bereit; auch der Fremde und Unempfohlene, ja am meisten gerade der bescheidene Anfänger, die stille Tüchtigkeit erfreute sich seines Fürworts und, wenn es irgend Noth that, seiner freigebigen Unterstützung, einerlei ob er sich selber gerade im Ueberfluß oder Mangel befand. Dabei aber wußte er die Großmuth seiner Handlungen in die zarteste Höflichkeit einzuhüllen; der Dank, den er erwarb, war nie mit Bitterkeit gewürzt. Vor allen sahen sich jedoch seine deutschen Landsleute durch ihn gefördert; auch des geringsten nahm er sich hülfreich an; er war zu Hause, er hatte Zeit für jeden. Und mancher von den besten trug die Erinnerung davon, daß er durch H. emporgekommen, daß die Stunde ihrer Begegnung ihm selber zur Stunde der Entscheidung geworden. So versah er freiwillig gleichsam ein sociales Consulat, eine unpolitische Nationalvertretung am vornehmsten ausländischen Platze; überschlägt man, wievielen er dadurch den wesentlichsten Dienst geleistet, so erscheint die Schuld seiner langen Abwesenheit dem Vaterlande doch vielleicht aufgewogen.

Das bleibende Denkmal dieser Zeiten ist die große Ausgabe der „Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent ..... redigé par A. de Humboldt. Paris 1807 et années suivantes“. Sie umfaßt 20 Bände in Folio, von denen indessen einer nur eine einzige Kupfertafel enthält, und zehn in Quart, im ganzen mit 1425 Kupfern. Ein vollständiges, colorirtes Exemplar, wie es sich nur an äußerst wenigen Stellen befindet, kostete ursprünglich 9574 Francs. Der Aufwand, der zur Herstellung des Werkes nöthig war, ist schlechthin unberechenbar; es genügt zu sagen, daß außer den enormen Summen, die eine Reihe von Verlegern hineingesteckt, außer den Zuschüssen, die der preußische König einige Male dazu hergab, H. selbst den ganzen Rest seines Vermögens, d. h. zwischen 50,000 und 60,000 Thaler darangesetzt hat. Dazu gehörte freilich seine offene Hand gegen die Schaar der Zeichner, Stecher und sonstigen Mitarbeiter, die Bereitwilligkeit ferner, mit der er, um durchweg Vollkommenes zu bieten, schon fertige Stücke als mißlungen wieder verwarf; es gehörte natürlich mancher Unglücksfall dazu und endlich auch ein gut Theil ökonomischen Unverstandes, wovon H. selbst in diesem Falle durchaus nicht freizusprechen ist. Zu spät beklagte er nicht sowol den eigenen materiellen Verlust als vielmehr den Abbruch, welcher durch den hohen Preis der Verbreitung und damit dem Nutzen des Werkes geschehen. Wohlfeilere Octavausgaben sind nur von wenigen Theilen erschienen; der Plan, das Ganze zu gleicher Zeit in mehreren Sprachen zu veröffentlichen, blieb erst recht im Keime stecken. Die auffallend langsame Folge der einzelnen Lieferungen, der Eintritt jahrelanger Pausen im Fortgang überhaupt, der unvollendete Zustand, in dem am Ende manche Abtheilung nothdürftig abgeschlossen ward, alle diese Uebelstände entsprangen demselben Fehler: der übermäßigen Anlage des Ganzen im Grundriß und Auf-

bau, dem Trachten nach dem unbedingt Höchsten in Qualität und Quantität. Wenn H. von Goethe wie von anderen Zeitgenossen in theoretischer Hinsicht öfters als eine Akademie für sich allein bezeichnet worden ist, so offenbarte sich hier in der Praxis doch andererseits sehr deutlich die unüberschreitbare Grenze individuellen Wollens und Vollbringens. Auch bei seiner Uebersiedlung nach Berlin 1827 harrten noch verschiedene Partieen der Ergänzung. Den meisten Raum nimmt die Botanik ein. Nachdem zuerst 1805, wie erwähnt, H. selbst den Essai sur la géographie des plantes herausgegeben, dem eine graphische Idealdarstellung beilag, eröffnete Bonpland die systematische Arbeit mit zwei Bänden Plantes équinoxiales, 1808 — 9; auch von der Monographie des Mélastomacées lieferte er noch den größten Theil, bevor er 1816 zum zweiten Mal, um niemals heimzukehren, nach Südamerika ging. Den Rest that 1823 Kunth hinzu, der ferner 1815 — 25 das Hauptwerk der Nova genera et species plantarum in sieben Folianten und außerdem eine Monographie des Mimoses 1819 bis 1824, sowie endlich 1829—34 eine Révision des Graminées edirte. Fast ebenso lange zog sich die Bearbeitung der zoologischen Resultate hin; der Recueil d'observations de zoologie et d'anatomie comparée brachte 1805 — 33 neben Abhandlungen von H. selbst auch solche von Cuvier, Latreille, Valenciennes und Gay-Lussac. Verhältnißmäßig rasch, 1808 bis 1811, erledigte Oltmanns sein Geschäft im Recueil d'observations astronomiques, d'opérations trigonométriques et de mesures barométriques. H. allein gehören, von der artistischen Ausführung natürlich abgesehen, das große Bilderwerk und die beiden Kartensammlungen an: die Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique von 1810, auch Atlas pittoresque du Voyage genannt; der Atlas géographique et physique du royaume de la Nouvelle-

Espagne von 1811 und der allgemeinere Atlas géographique et physique du Nouveau Continent von 1814, der indessen noch weit später, bis 1834, manche Umänderung erfuhr und namentlich durch eine Reihe historischer Karten auf Anlaß der in die Entdeckungsgeschichte einschlagenden Arbeiten Humboldt's erweitert ward. Dem mexikanischen Atlas entspricht als Text der ausgezeichnete, auch durch archivalische Forschung an Ort und Stelle bereicherte Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne, der ebenfalls 1811 in zwei Quartbänden erschien und König Karl IV. gewidmet ist. Dem malerischen wie dem physikalisch-geographischen Gesammtatlas sollte sich eigentlich ebenso generell die Relation historique du Voyage anschließen, der chronologische Reisebericht, der indeß, wie er vorliegt, zwar mit mannichfachen Untersuchungen und Erörterungen episodisch durchwebt, allein leider seiner Längsrichtung nach Fragment geblieben ist. Was von 1814—25 wirklich ans Licht trat (einzelne Anhänge reichen dann noch bis 1829), umfaßt nur die Wanderung durch Venezuela, die Erforschung Cubas — ein Abschnitt, der als Essai politique sur l'île de Cuba 1826 als ein Seitenstück der Schilderung Mexicos in einer Separatausgabe wiederholt ward — und bricht bald nach der Landung in Carthagena plötzlich ab. Man vermißt also fast zwei Drittel der erzählenden Reisebeschreibung; besonders, da von dem mexikanischen Aufenthalt der Essai politique wenigstens in concentrirter Form Rechenschaft gibt, die Geschichte der Expedition in den Cordilleren von Neugranada, Ecuador und Peru, sowie an und auf dem stillen Ocean; eine Lücke, welche durch monographische Aufsätze, vornehmlich in den „Ansichten der Natur" und in der Sammlung „kleinerer Schriften" von 1853, nur zum geringsten Theile ausgefüllt wird. Nicht minder unvollständig aber, als diese Abtheilung an sich, stellt sich das Werk im Ganzen in-

sofern dar, als man die anfangs von H. selbst in seinen Plan aufgenommenen erdmagnetischen und geologischen Sectionen, sowie eine meteorologische Partie vergebens sucht. Auch in Bezug auf diese Fächer sieht man sich auf die ungemeine Zahl zerstreuter Abhandlungen verwiesen, welche H. zumal während jener Pariser Periode in französischen, seltener in deutschen Zeitschriften, oder sonstwie publicirt hat. Wir heben zwei daraus hervor, weil sie für seine Hauptarbeiten über Meteorologie und Geologie gelten müssen und nach beiden Seiten eben die auf der amerikanischen Reise erworbene Einsicht wiederspiegeln. Es ist der Tractat Des lignes isothermes et de la distribution de la chaleur sur le globe, zuerst 1817 in den Mémoires d'Arcueil gedruckt und der Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux hémisphères, 1822 für den Dictionnaire des sciences naturelles geschrieben. Würden diese beiden großen Aufsätze nebst vielen kleineren zum mindesten ihrem Inhalt nach sehr wohl in den Rahmen des Reisewerks gepaßt haben, so erfuhr das letztere in einer Richtung doch auch eine Ausdehnung über seinen ursprünglichen Grundriß hinaus durch das Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'astronomie nautique aux XV. et XVI. siècles. Denn die Gegenstände, von denen in den fertigen Abschnitten dieses ebenfalls nicht zum Ziele gelangten Werkes gehandelt wird, „die Ursachen, welche die Entdeckung der neuen Welt vorbereitet und herbeigeführt haben", sowie die Geschichte des Columbus und des Amerigo Vespucci, erregten zwar schon auf der Reise selbst Humboldt's lebhaftes Interesse, zu studiren begann er sie jedoch erst hinterher; ja wahrhaft in Fluß geriethen diese Studien nur durch das Erscheinen wichtiger Quellenpublicationen nach der Mitte der zwanziger Jahre und besonders durch den ihm selber im Frühling 1832 geglückten

Fund der alten Karte Juan de la Cosa's. Das gediegene Buch, das H. als kritischen Geschichtsforscher von der vortheilhaftesten Seite zeigt, ist denn auch, unbeträchtliche Anfänge von 1814 her abgerechnet, fast ganz in den dreißiger Jahren während der späteren Besuche zu Paris verfaßt und sodann dem Reisewerke einverleibt worden, dessen physikalisch-geographischer Aufbau dadurch eine großartige historische Perspective gewann.

In formeller Hinsicht hat sich H. durch die selbstredigirten Theile seines Reisewerks von der Géographie des plantes bis zum Examen critique wie durch seine Schriftstellerei in jener Lebensperiode überhaupt ähnlich wie einst Friedrich der Große einen Platz in der französischen Litteraturgeschichte errungen. Franzosen selber standen nicht an, ihn unter ihre hervorragenden wissenschaftlichen Prosaiker zu versetzen. Ja man mag zweifeln, ob ihm nach so vieljähriger Uebung das ausländische Idiom trotz aller späteren deutschen Bemühung nicht eigentlich allezeit das bequemere und vertrautere geblieben ist; seine französischen Briefe wenigstens fließen leichter und graziöser, und niemals wol ist ihm in der Muttersprache stilistisch ein so feiner Wurf gelungen, wie etwa die herrliche Introduction zu Arago's Werken, die er im November 1853 im lebhaften Erguß der Trauer über den Verlust des Freundes in wenigen Tagen niederschrieb. In materieller Beziehung aber besitzen wir natürlich ein Recht, die ganze Summe seiner geistigen Thätigkeit auch während der Pariser Jahrzehnte unserer eigenen Gelehrtengeschichte zuzurechnen; um so mehr, da diese Thätigkeit nur im Zusammenhange seiner gesammten Lebensarbeit recht verständlich wird. Indem er nämlich die streng naturwissenschaftlichen Disciplinen in ihrer reinen Gestalt, mit denen er sich in der Jugend productiv beschäftigt, Mineralogie, Physik, Chemie und Physiologie jetzt mehr und mehr

aus den Augen ließ, ja selbst die systematische Botanik und Zoologie, für die er noch in Amerika so eifrig gesammelt, größtentheils seinen Mitarbeitern überantwortete, widmete er seine eigene Kraft nunmehr vorzugsweise der theoretischen Durchdringung dessen, was er auf der Reise von den einzelnen Seiten der Weltphysik erforscht. Er vertieft sich also abermals in eine Reihe physikalischer Specialfächer, die jedoch sämmtlich bereits die Naturwissenschaft in kosmisch angewandter Form enthalten, um hierauf endlich im letzten großen Abschnitte seines Wirkens den zusammenfassenden Versuch einer physischen Weltbeschreibung zu gründen. Gerade an dieser Stelle wird man daher die Frage aufwerfen dürfen, welche Fortschritte unsere Erkenntniß ihm nach den verschiedenen Richtungen der Erdphysik eigentlich zu danken hat. Der Erdphysik — denn, um es gleich herauszusagen, in demjenigen Gebiete, wodurch dieselbe erst zur Weltphysik im wahren Sinne des Wortes erweitert wird, in der uranologischen Sphäre des Kosmos, wie H. sich auszudrücken liebt, kann von productiven Leistungen bei ihm kaum die Rede sein. Auf der Wanderschaft ließ sich dafür ohnehin nicht viel mehr gewinnen als eine gewisse Physiognomik des gestirnten Himmels; und diese ist außer der merkwürdigen Beobachtung des großen Sternschnuppenfalls in der Nacht vom 11. zum 12 November 1799, da die zahlreichen im Dienste der exacten Geographie angestellten Observationen hier nicht in Anschlag kommen, in der That für H. der einzige astronomische Ertrag seiner Reise gewesen. Wieviel er dann aber hernachmals auch zur Astronomie geschrieben — sie stellt im „Kosmos", soweit er vollendet worden, alle anderen Specialdisciplinen in Schatten — er war und blieb zu wenig Mathematiker, um diese wesentlich auf mathematischer Einsicht beruhende Wissenschaft selber ernstlich fördern zu können; schon genug, daß er ihrer Geschichte

ein andauerndes und nicht unfruchtbares Intereſſe zuwandte. Im telluriſchen Theil ſeiner Kosmologie dagegen iſt er überall mit eigener Arbeit energiſch zur Hand geweſen. Beſonderen Antheil nahm er zuvörderſt an den erdmagnetiſchen Erſcheinungen; er verfolgte die Linien gleicher Neigung der Nadel nebſt denen gleicher Intenſität der irdiſchen Geſammtkraft und ſprach zuerſt die Thatſache aus, daß die letztere im allgemeinen von den magnetiſchen Polen gegen den magnetiſchen Aequator hin abnimmt. Die amerikaniſchen Beobachtungen ſetzte er in Europa und Aſien bis in die dreißiger Jahre hinein unermüdlich fort. Noch wichtiger aber ward auf dieſem wie auf ſo manchem anderen Felde die Anregung, die er fremder Forſchung gab; auch ſie hat man ſicherlich, wo ſie in ſo hohem Grade bewußt und beharrlich auftritt, wenigſtens in moraliſcher Schätzung ihm ſelber als originales Verdienſt um die Wiſſenſchaft anzurechnen. Denn H. war es, der 1829 in Petersburg die ruſſiſche Regierung, 1836, nachdem inzwiſchen Gauß die Methode der abſoluten Intenſitätsmeſſungen gelehrt hatte, durch den nachdrücklichen Brief an den Herzog von Suſſex die Royal Society in London zu erdumfaſſenden correſpondirenden Beobachtungen bewog, wodurch beiläufig auch der Meteorologie die noch unberührten Bezirke der Polargegenden und andere der ſüdlichen Erdhälfte erſchloſſen wurden. Für die Meteorologie direct ſodann war Humboldt's eigenes Beſtreben inſofern höchſt ſegensreich, als er zuerſt die tropiſchen Witterungsverhältniſſe durch vielfältige meſſende Wahrnehmung in ihrer einfachen Geſetzmäßigkeit kennen lehrte, wodurch ſich die Forſchung der Nachfolger zur Aufſuchung der verſteckten Regeln in den verworreneren Wetterphänomenen höherer Breiten ermuthigt fühlte. Ferner war er eifrig und glücklich bemüht, die Art und Weiſe der Wärmeabnahme nach der Höhe zu, ſowie die meteorologiſchen Wirkungen der Grund-

fläche des Luftmeeres zu erkunden. Indem er endlich die Halley'sche Darstellungsmethode, gleiche Daten durch Linien zu verbinden, herübernahm, wußte er die Vertheilung der Wärme in einer orientirenden Uebersicht zur Anschauung zu bringen; durch mittlere Werthe war so die klimatische Mannichfaltigkeit der Erdoberfläche wenigstens im großen Ganzen charakterisirt. Gehen wir zur Geologie über, so finden wir dort Humboldt's Namen an keine bestimmte Gesammttheorie von eigenthümlicher Bedeutung geknüpft; er hat die Wandlungen dieser jungen Wissenschaft, soviel er deren erlebte, ziemlich alle mitgemacht, immerhin freilich aus dem inneren Antriebe allmählich reifender Ueberzeugung. Vom strengen Neptunismus Werner's hat ihn, wenn auch keineswegs sofort, im Grunde doch der eigene Anblick der großartigen vulcanischen Stätte von Quito zum plutonistischen Bekenntniß der Gegner bekehrt. Der „Vulcanismus" sammt dem von ihm selbst aufgestellten Theorem der Erhebung der Gebirge auf Spalten bildete von da an einen seiner Lieblingsgegenstände; an eigener realer Kenntniß vulcanischer Erscheinungen hat ihn niemand übertroffen, wie auch für andere geologische Aufgaben das von ihm beigebrachte Material seinen Werth behält, wenn auch die Lösungen, die er selbst damit versuchte, von der fortschreitenden Wissenschaft wieder aufgegeben wurden. Mit der geognostischen Forschung setzte er übrigens durchaus die orographische in innige Beziehung: die Physiognomie der Erdflächengestalt im Wechsel von Gebirg und Ebene, die allgemeine Bodenplastik der Länder, ja der Continente, darstellbar durch Querschnitte, die auf Höhenmessungen gegründet wurden, und zuletzt durch kühne Schätzung der mittleren Erhabenheit der Massen, hat er zuerst und nicht erfolglos ins Auge gefaßt. Für diese Probleme vornehmlich bot ihm die zweite kleinere Weltreise ins russische Asien die willkommenste Belehrung.

An die bisher erwähnten unorganischen Bestandtheile der Erdphysik schließen sich dann die organischen, und zwar zunächst die Pflanzengeographie oder, wie man sie heut, um sie von topographischer Statistik der Gewächse zu unterscheiden, passender bezeichnet: die Geobotanik, welche die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung in Floren und Regionen im großen betrachtet, die einzelnen Pflanzen, die in ihnen wiederkehrenden Vegetationsformen und deren gesellige Verbindung zu Formationen physiognomisch beurtheilt. Von dieser Pflanzengeographie nun existirte vor H. kaum der bloße Name, sie ist ohne Frage seine reizvollste und originellste Schöpfung. Auch sticht sie von jenen anorganischen Disciplinen, in denen es sich doch meist um seitliche Verknüpfung an sich gleichartiger und vergleichbarer Phänomene handelt, insofern merklich ab, als sie von vornherein entschieden auf die Erklärung der geobotanischen Erscheinungen aus meteorologischen oder auch geologischen Bedingungen, mithin auf die Erforschung der Wechselbeziehungen des Heterogenen ausgeht. Eben durch solchen, jeder Isolirung des Gegenstandes widerstrebenden Charakterzug ist sie mit der Kosmosidee selbst auch innerlich nächstverwandt, und es ist deshalb kein Zufall, daß die letztere in Humboldt's Geist historisch aus ihr hervorgegangen. Neben der Pflanzengeographie hat H. übrigens auch die meisten Fragen der an sie angrenzenden Pflanzengeschichte, so die auf Ursprung, Wanderung und Ausgleichung der Floren bezüglichen, zwar nicht beantwortet, wol aber selbständig erkannt und erwogen. Und auch zoologisch bewegt er sich jetzt in der nämlichen Richtung; auch hier ist es Thiergeographie, was ihn überwiegend interessirt, der Einfluß des Klimas und der Bodenbeschaffenheit nicht auf die Verbreitung allein, sondern auch auf die Sitten der Thiere. Daran aber reiht sich zuletzt von selbst auch die erdphysikalische Betrachtung der menschlichen Existenz,

der wilden wie der historisch cultivirten, soweit bei der letzteren ebenfalls eine gewisse Naturbedingtheit unleugbar vorhanden ist. Wie sehr kamen H. dafür seine cameralistischen Studien zustatten! Unter allen reisenden Naturforschern ist er der ökonomisch gebildetste gewesen. Und so hat er uns in den Monographien über Mexico und Cuba nicht nur mit den besten Länderbeschreibungen, sondern geradezu mit wirthschaftlichen und socialen, oder nach dem Sprachgebrauche jener Tage politischen Naturgemälden beschenkt. Hat er hierdurch wie durch die erzählende Schilderung seiner Reise und so überhaupt durch die örtlich bestimmte Seite seiner Wanderforschung die Geographie direct erheblich bereichert, so arbeitete indirect ohne Zweifel seine ganze Naturkunde der Erde der vergleichenden Erdkunde Ritter's und seiner Schule mächtig in die Hände; ja Ritter, der zu seinen eigenen Ideen und Thaten wirklich eben von H. den Anstoß empfing, hat diesen deshalb geradezu als den Schöpfer der vergleichenden Erdkunde mit überschwänglicher Dankbarkeit gefeiert. Doch darf man darüber nicht verkennen, daß Humboldt's Erdphysik sich jedenfalls ein höheres Ziel gesteckt. Wenn Ritter und die Seinen in der Darstellung doch zuletzt auf Topographie im höchsten Sinne hinstreben, so tritt dagegen bei H. das local Besondere stetig gegen das Allgemeine zurück, als dessen Modification es auftritt; dieser stellt mehr das Gesetz als solches dar, wie es in den Einzelerscheinungen sich ausspricht, jene die Einzelerscheinungen als solche mit Rücksicht darauf, daß sie unter dem Gesetz stehen.

Als H. am 12. Mai 1827 nach einem Umweg über London und Hamburg mit schwerem Herzen in der Heimath eintraf, um daselbst bis an sein Ende mehr als 30 Jahre hindurch seinen Wohnsitz zu behalten, konnte er noch keineswegs ermessen, wieviel wissenschaftlicher Vortheil ihm daraus erwachsen sollte, daß auf die Blüthe der französischen Naturforschung

eben jetzt ablösend eine deutsche zu folgen im Begriff war, für die natürlich gerade Berlin alsbald eine Hauptstätte geworden ist. Nur die Philologie, deren Handreichung ihm jedoch erst etwas später für die historische Wendung seiner Studien zum Bedürfniß werden sollte, stand dort schon damals sichtlich in schönster Entfaltung. Vorläufig lag daher der einzige positive Reiz seines neuen Aufenthalts für ihn in der Aussicht, endlich einmal mit dem Bruder Wilhelm in enger geistiger Gemeinschaft leben zu dürfen. Mit warmer Liebe stand er diesem denn auch bis an seinen leider nahen Tod zur Seite, und erhielt hernach sein Andenken mit höchster Pietät bei sich und anderen in beständigen Ehren aufrecht. Im übrigen blieb ihm Berlin, so manchen Zug er auch von dessen intellectuellem Wesen selber an sich trug, zeitlebens widerwärtig, zumal in seiner geselligen Verfassung, deren Mischung aus Elementen der Dürftigkeit und der Anmaßung, der Plumpheit und der Intoleranz in dem alten Löwen der Salons des Faubourg St.-Germain gar wehmüthige Erinnerungen wecken mußte. Dennoch gab er sich anfangs redlich Mühe, auch mit weiteren Kreisen seiner Mitbürger und Landsleute in lebendige Berührung zu treten. Wie schon 1825 einmal in einem vornehmen Privatzirkel in Paris, so hielt er gleich im ersten Winter 1827—28 in Berlin einen zwiefachen Cursus von weltphysikalischen Vorlesungen, hier aber öffentlich, den einen, von 61 Lectionen, an der Universität, wozu er als Mitglied der Akademie berechtigt war, den anderen von nur 16 Stunden auf allgemeines Verlangen im großen Saal der Singakademie vor einem buntgemischten Publicum beiderlei Geschlechts, „vom König bis zum Maurermeister". Der lebhafteste Beifall belohnte das in mehr als einer Hinsicht bedeutsame Unternehmen. Denn H. brach dadurch persönlich noch kräftiger als 20 Jahr früher durch die

litterarische That der „Ansichten der Natur“ der exacten Wissenschaft eine Bahn in das allgemeine Interesse unserer bis dahin fast ausschließlich mit poetischem und philosophischem Inhalt erfüllten nationalen Bildung. Er versetzte dabei insbesondere der von Berlin aus die Geister beherrschenden Hegel'schen Scholastik an der hohlsten Stelle ihres aufgeblasenen Systems, ihrer sogenannten Naturphilosophie, aus unmittelbarer Nähe den empfindlichsten Schlag. Er brachte endlich sich selber Gehalt und Form der eigenartigen Wissenschaft, der er seit einem Menschenalter nachsann und -forschte, zum ersten Mal zu voller und klarer Anschauung. Denn wie das nach der Heimkehr aus Amerika verfaßte Naturgemälde der Tropenländer die Skizze, so bilden diese Vorlesungen den Karton zum großen Weltbilde des „Kosmos“, dessen wesentliche Stücke sie bereits sämmtlich in allgemeinen Hauptlinien vergegenwärtigten. Auch faßte H. in der That sogleich damals auf einen Antrag Cotta's den Entschluß zur schriftlichen Ausarbeitung seines Hauptwerkes, die jedoch durch allerhand Zwischenfälle wirklich noch auf viele Jahre hinausgeschoben ward. Im Herbst 1828 bot sich ihm eine zweite Gelegenheit zu öffentlicher Wirksamkeit, indem er die vor sechs Jahren durch Oken gestiftete Wanderversammlung der deutschen Naturforscher, welche sich auf seinen Betrieb diesmal in Berlin vereinigte, als Vorsitzender mit einer meisterhaften, von nationalem Schwunge emporgetragenen Rede begrüßte, durch die Einführung der Verhandlung in Sectionen dem ganzen Institut erst eine praktische Einrichtung gab und auf die sinnigste Weise mit einer nur ihm möglichen Artigkeit den 400 Fremden gegenüber den Wirth machte. Als besonderen Ehrengast unter sein eigen Dach hatte er sich Gauß geladen, dem er seitdem eine lebenslängliche, durch liebenswürdigste Bescheidenheit geschmückte Hingebung bewies. Den Naturforscherversammlungen bewahrte er noch

lange bis in ihren Verfall hinein ein freundliches Intereſſe, an die Berliner knüpfte ſich für ihn ſofort die Verbindung mit einer Anzahl junger Phyſiker zur gemeinſamen Wiederaufnahme ſeiner erdmagnetiſchen Beobachtungen, aus denen ihn im Frühling 1829 der große Ausflug ins aſiatiſche Rußland hinwegriß, welcher ſeit Ende 1827 mit dem Miniſter Cancrin verabredet war. Am 12. April 1829 verließ H. mit Ehrenberg und Guſtav Roſe, die er ſich zu Begleitern gewählt, Berlin und ging über Petersburg, Moskau und Kaſan nach Jekatherinenburg, von wo aus, der Hauptabſicht gemäß, welche die ruſſiſche Regierung bei der Expedition verfolgte, die Bergwerke, namentlich die Gold- und Platinlagerſtätten im mittleren Ural unterſucht wurden. Am 18. Juli brach man von Jekatherinenburg weiter nach Oſten ins innere Sibirien auf und erreichte über Tobolsk und Barnaul den Altai und die dſungariſche Grenze des chineſiſchen Reichs. Unter Koſakenbedeckung ward der Rückzug durch die Steppen nach dem ſüdlichen Ural genommen, der von Slatouſt bis Orenburg durchforſcht ward; worauf ein Abſtecher nach Aſtrachan und aufs kaſpiſche Meer, ſowie die Heimfahrt über Woroneſch, Tula und die ruſſiſchen Hauptſtädte den Abſchluß bildete. Die ganze Reiſe dauerte bis zum 28. December 1829 etwas unter neun Monat, in welcher Friſt 2320 geographiſche Meilen zurückgelegt wurden. Kaum geringerer Eintrag, als durch ſolche Eile, geſchah der inneren Freiheit der Reiſenden durch den officiellen Charakter der Unternehmung. Die ruſſiſche Regierung ſtrengte dazu in der beſten Meinung nicht blos ihre Munificenz, ſondern auch ihre politiſche Allgewalt an; und ſo kam man zwar nirgends in die geringſte zufällige Ungelegenheit, dafür aber auch keinen Augenblick aus der gegenſeitigen Repräſentation heraus. H., den man im Hinblick darauf ſchon daheim wohlweislich zur Excellenz erhoben hatte,

durchflog deshalb jene Tausende von Meilen buchstäblich im Frack, in weißer Halsbinde und Cylinderhut. Es versteht sich von selbst, daß er trotzdem sah, was zu sehen war, daß er bedeutender Eindrücke und wichtiger Erfahrungen die Menge nach Hause brachte; für die Lehre vom Erdmagnetismus, für Klimatologie und Geologie, vor allem für die Einsicht in die Configuration der ganzen östlichen Festlandsmasse fiel beträchtlicher Gewinn ab. Dennoch dürfte man in dieser flüchtigen und trotz ihrer Ausdehnung auf eine eintönige Erdgegend beschränkten uralisch-sibirisch-kaspischen Reise keine Erfüllung der langgehegten, oft vereitelten Wünsche Humboldt's erkennen; den Himalaya zu schauen, beide Indien mit einander zu vergleichen, blieb ihm versagt.

Unterwegs war er zum Sechziger geworden und betrat mit der heimischen Schwelle zugleich die des Alters; aber Lebens- und Arbeitskraft waren in ihm auch jetzt noch kaum merklich verzehrt, und selbst an Seßhaftigkeit sollte er sich noch lange nicht völlig gewöhnen. Wir zählen die gleichgültigen Hofreisen nicht auf, die er dann und wann im Gefolge seiner Könige mitgemacht. Dagegen ward von Belang, daß der Eintritt der Julirevolution ihn, den alten Freund der liberalen Franzosen, ja der Familie Orleans selbst, als den geeignetsten Mann zur Anbahnung und Erhaltung angenehmer Beziehungen zwischen Preußen und dem neuen Frankreich empfahl. Auf acht verschiedenen halbdiplomatischen Sendungen hat er so zwischen dem September 1830 und dem Januar 1848, also während der ganzen Periode der Julimonarchie, insgesammt wiederum viertehalb Jahr in dem geliebten Paris verleben dürfen. Er benahm und bewegte sich dort wie einst, nur daß zu seinem Umgange jetzt auch Hof und Minister gehörten und daß der fürsorgende Schutz, den er schon früher freiwillig so vielen seiner Landsleute hatte angedeihen lassen, nunmehr eine

Art von amtlichem Nachdruck erhielt. Seine politischen Aufträge, die meist lediglich auf Beobachtung und Berichterstattung lauteten, vollzog er nicht nur äußerlich beflissen wie immer, sondern auch innerlich mit wahrer Befriedigung, da er für sein Vaterland nichts dringender wünschte, als aufrichtigen Anschluß an das constitutionelle Westeuropa. Natürlich aber blieb ihm die Diplomatie im Grunde dilettantische Nebenarbeit; auch jetzt fühlt er sich in erster Linie als Gelehrter und setzt vor allem die alte wissenschaftliche Thätigkeit fort. In Paris wurden gleich anfangs in den Fragmens de géologie et de climatologie asiatiques von 1831 die neuen Reisefrüchte fürs Publicum zubereitet; ein Werk, das 12 Jahr später in jeder Hinsicht erweitert und vertieft als Asie centrale wieder erschien. Zwischen beide Editionen fällt dann (1834) Humboldt's „Geschichte der Geographie des Mittelalters", wie er das oben bereits erwähnte Examen critique wol einmal genannt hat, worin er die Erd- und Weltansicht des Cinquecento bis ins classische Alterthum hinauf rückwärts verfolgte, um zu zeigen, daß die großen Entdeckungen „ein Reflex des früher Geahnten" gewesen. Gegenstand und Behandlung beweisen gleich schlagend, was auch der „Kosmos" allerorten und in geringerem Maße selbst das Buch über Centralasien darthut, welche Stärke in Humboldt's Geiste jetzt der historische Trieb gewonnen hatte; genau betrachtet, liegt auf dieser Seite sogar entschieden der Schwerpunkt seiner productiven Gedankenarbeit im höheren Alter. Kein Wunder freilich, daß er auf dem ungewohnten Boden kundiger Führung nicht entrathen mochte. So hörte er 1831 in Paris historisch-philologische Vorlesungen bei Hase, Champollion und Letronne, 1833—35 in Berlin mitten unter den Studenten Böckh's Collegien über griechische Alterthümer und Litteraturgeschichte; des Gesprächs und Briefwechsels zu geschweigen, wodurch er sich namentlich

bei dem letzteren in tausend Einzelfragen Raths erholte. Und diese Methode, dem eigenen Studium durch das Wissen der sachverständigsten Freunde allenthalben nachhelfen, die eigene Ansicht durch deren Urtheil prüfen und berichtigen zu lassen, ward dann im großartigsten Maßstabe bei der Ausarbeitung des „Kosmos" angewandt. Bescheidenheit und Aengstlichkeit in der Sache machten ihn persönlich beinah dreist und anspruchsvoll; um mit seinem Werke den Besten seiner Zeit genugzuthun, ließ er diese selber in vertrautem Verkehr an der sorgsamen Redaction theilnehmen. Wenn ihn Goethe 1826 schön und treffend einem Brunnen mit vielen Röhren verglich, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt, so war er nun als Greis mit Recht darauf bedacht, den Aus- und Ueberfluß seines Geistes durch die lebendigsten Quellen zu speisen und aufzufrischen. Beim „Kosmos" haben neben Philologen und Stilisten auch zwei Generationen von Naturforschern, die sich allerdings selber zuvor nicht nur mit, sondern auch an H. herangebildet, bereitwillig solche Dienste geleistet. Weit überwiegend aber gehören sie dem deutschen Boden an; hier ist es nur Ausnahme gewesen, wenn H. einmal für den dritten Band in Paris, besonders in Arago's astronomischem Curse, Ideen und Thatsachen zu gewinnen suchte. Ist doch das Buch selbst, wie es nun „am späten Abend eines vielbewegten Lebens" endlich ans Licht trat, so rein deutsch, wie sein idealer Ursprung ein halbes Jahrhundert vorher; der 1819 in Paris schon angerührte Essai sur la Physique du Monde mußte in der Feder stecken bleiben, weil ein so innig mit dem nationalen Kunstgeiste verwachsener theoretischer Gedanke keine irgend fremdartige Ausführung vertrug. Im Herbst 1834, nachdem er sich das Examen critique vom Halse geschafft, schickte sich H. zum Druck des „Kosmos"

an; allein die beiden ersten Bände, die zusammen den generellen Theil ausmachen, lagen erst in den Jahren 1845 und 1847 vollendet vor. Ursache dieser Zögerung war wiederum das Streben nach den letzten Gipfeln, in der Wahrheit des wissenschaftlichen Inhalts, wie in der Schönheit der künstlerischen Form; am meisten Mühe bereitete, was bei der Natur der Aufgabe wohlbegreiflich ist, bei diesen Bänden jedoch die letztere. Composition und Stil sind gleich sehr überlegt und gefeilt, jene durchaus zum Vortheil, dieser bisweilen über die Linie schlichten Reizes hinaus, zumal in dem „Naturgemälde", welches, noch immer unter diesem bezeichnenden Namen, als objective Darstellung der Weltphysik den größten Theil des ersten Bandes füllt. Vorausgeschickt ist ihm eine Erörterung des Begriffs der physischen Weltbeschreibung, die sich wieder vom Grunde einleitender Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses abhebt. Humboldt's Kosmologie giebt sich in solcher Verbindung abermals selbst als die Verklärung einer ästhetischen Empfindung, als höchster, zur intellectuellen Liebe gesteigerter Naturgenuß. Dem angemessen schildert der zweite Band die neue Wissenschaft von der subjectiven Seite, und zwar zunächst auf ihrer rein ästhetischen Vorstufe in Poesie, Malerei und Gartenkunst, welche jedoch durch ihre unbeholfene Generalrubrik, als „Anregungsmittel zum Naturstudium", sofort über sich hinausweisen auf eine wirkliche Erkenntniß des Kosmos, deren Entwickelung als „Geschichte der physischen Weltanschauung" sodann historisch dargelegt wird. Diese beiden Bände galten H. eigentlich nur für Prolegomena, doch erklärt er sie im selben Athem für die Hauptsache; ein Urtheil, das durch Mit- und Nachwelt bestätigt worden: von ihnen ist die Rede, wo man schlechthin von Humboldt's Kosmos spricht. Aus einem Guß, in sich abgerundet, im besten Sinn ein Werk der schönen Litteratur, von edelster Volks-

thümlichkeit, erregten sie die Begeisterung der Nation; durch den duftigen Hauch vom Ende des 18. Jahrhunderts, der aus ihnen hervorweht, fühlte sich die Mitte des 19. Jahrhunderts über die eigene Wirklichkeit erhoben. Der Gegenwart, in der sie auftraten, von Haus aus nur zum unwesentlichen Theile angehörig, werden sie auch der Zukunft kaum fremder werden und sind gleich der Vergangenheit, der sie innerlich entsprossen, der Unsterblichkeit des Classischen sicher. Mit ihnen können sich die folgenden Bände nicht messen, deren 1850 und 1858 noch zwei erschienen, während das unbedeutende Bruchstück eines fünften erst posthum herauskam. Ihr Zweck ist, den generellen Inhalt des Naturgemäldes in zweiter Lesung speciell zu wiederholen, nun aber ohne viel Rücksicht auf Composition, vielmehr mit dem peinlichsten Streben nach der Vollständigkeit und vor allem der strengen Genauigkeit, die der momentane Stand der Wissenschaft irgend erlaubte. Leider ist dadurch die Arbeit, die H. anfangs auf einen, dann auf zwei neue Bände berechnete, unmäßig angeschwollen und natürlich auch in jeder Weise verzögert worden, sodaß am Ende außer dem siderischen Theil vom tellurischen nur die allgemeine planetarische Physik des Erdballs einschließlich des Magnetismus ganz, die vulcanistische Geologie nur beinah fertig geworden ist, während alles übrige, namentlich Hydrographie, Meteorologie, Geobotanik, Thiergeographie und Ethnologie, nicht zustande kam. Was vorliegt, entbehrt, wie zu erwarten war, des künstlerischen Zaubers, der den ersten Bänden von früheren Tagen her anhaftet, es zeigt uns H. aber auch als modernen Gelehrten nicht mehr auf der Höhe selbständiger Production. Es hat eine gewisse Wahrheit, was er von diesem neunten und letzten Jahrzehnt seines Daseins selber gutmüthig scherzend zu sagen pflegte, daß er dies „unwahrscheinliche Alter" nur noch als „antediluvianischer Urmensch" in „Versteinerung"

durchlebe. Die Originalität seines Thuns war nun zu geduldigem Sammelfleiß eingeschrumpft; selbst seine eigenen schöpferischen Werke von ehemals standen ihm dabei so abgeschlossen und autoritativ gegenüber, wie die der Arago, Buch und Bessel oder die unter der Hand erbetenen Gutachten und Rathschläge der Jüngeren. Immerhin erwuchs daraus ein Handbuch der Astronomie und einiger Abschnitte der Erdphysik, das sich mit den besten ähnlichen Leistungen der Zeit in England und Frankreich vergleichen ließ, ja in einem Betracht ihnen sogar weit überlegen war, in dem Reichthum nämlich an sicheren und merkwürdigen Daten zur Geschichte aller behandelten wissenschaftlichen Fragen. Insofern sind in diesen Bänden die Noten ungleich wichtiger, als der Text; und wenn der letztere der voraneilenden Forschung gegenüber von Jahr zu Jahr an actuellem Werth einbüßen muß, so sichern jene durch den wunderbaren Schatz von historischen und litterarischen Notizen, den sie wohlgeordnet in sich bergen, dem Ganzen doch eine unvergängliche Brauchbarkeit. Auch von diesem seinem schwächeren Ausgang her beleuchtet, erscheint der „Kosmos" überhaupt noch einmal als ein gewaltiges Werk, als eine der umfassendsten und gewissenhaftesten Codificationen zeitgenössischer und voraufgegangener Geistesthätigkeit, die jemals von einem einzelnen Manne besorgt worden.

Die sonstige Existenz Humboldt's in seiner letzten Lebensperiode ward vornehmlich durch seine höfische Stellung als Kammerherr bestimmt, von der er sich seiner finanziellen Abhängigkeit wegen niemals hätte losmachen können, die ihm aber auch an sich immer entschiedener zum gewohnten Bedürfniß ward, so mancherlei Beschwerden sie auch mit sich führte. Friedrich Wilhelm III. rühmt er nach, daß er ihm stets die Freiheit seiner abweichenden Meinung ungekränkt gelassen habe; doch empfand er in der wohlwollenden Nähe der recht-

schaffenen, aber überaus trockenen Natur dieses Monarchen oft das Unbehagen langer Weile. Bei Friedrich Wilhelm IV., mit dem er wirklich in herzlicher Verbindung stand, dessen zarte Aufmerksamkeit er bei persönlichen und sachlichen Anliegen gerührt erfuhr, dessen edle Anlagen er als täglicher Gesellschafter häufig bewunderte, war ihm umgekehrt bald des geistreichen, aber unsteten Lebens und Treibens eher zuviel. Dazu kam, daß H. die constitutionellen Wünsche der Zeit, denen der König einen so lebhaften Widerstand entgegensetzte, aus innerster Ueberzeugung theilte. Der erst hochfahrende, dann verzagte, zuletzt wieder gewaltsame und dennoch ruhmlose Gang dieser phantastischen Regierung erfüllte sein Gemüth vor, während und nach der unklaren Revolution von 1848 mit wachsender patriotischer Trauer. Die Freunde, gegen die er in mündlichem oder schriftlichem Geplauder mit ernsten und spöttischen Klagen nicht zurückhielt, das Publicum, dem nicht unbekannt war, daß er zwar auf dem Rücken den goldenen Schlüssel des Hofamtes, zugleich aber die „Ideen von 1789" im Herzen trug, alle die wenigstens, welche von dem unlenkbaren Wesen des Königs, wie von der liebenswürdigen Biegsamkeit Humboldt's und daher von dem wahren Charakter ihres Umgangs keine rechte Vorstellung hatten, erhofften, ja begehrten im stillen von ihm politischen Einfluß. In Wahrheit hat er einen solchen nicht erlangt. Wol verhalf er ein paar allgemein humanen Grundsätzen zum Durchbruch, so der Judenemancipation und der Verfehmung der Sklaverei, gegen die er in seinen Schriften ein halbes Jahrhundert lang unermüdlich seine Stimme erhoben. Im übrigen aber resignirt er sich früh dahin, als eine „Atmosphäre" zu wirken; wir verstehen: generell auf die Gesinnung seines Königs; speciell dessen Handlungen hat er nur in einzelnen Fällen persönlicher Herrscherpolitik geleitet, vornehmlich zur Gnadenbezeigung, sei

es in Vergeben und Vergessen, sei es in Belohnung des Verdienstes oder in Aufmunterung löblichen Strebens. Und das natürlich vor allem, wo es sich um rein geistige Interessen handelte; will man von Culturpolitik reden, so standen in ihr allerdings Friedrich Wilhelm und sein großer Kammerherr in reger Wechselwirkung. Wie war da gleich die Stiftung des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste, trotz aller Ableugnung, so recht im Geschmacke Humboldt's! Zum Kanzler ernannt, hat er von 1842 bis an seinen Tod unablässig all seine rührige Diplomatie aufgeboten, um die schimmernde Institution im In- und Auslande bei Ansehen zu erhalten. Mit Vergnügen führt er den Vorsitz in der europäischen Versammlung von Pairs des Geistes; in dem Glanze, den sie auf Preußen zurückstrahlt, erblickt er einen Gewinn für das an solideren Ehren damals arme Vaterland. Derselbe patriotische Gedanke jedoch beherrscht ihn auch bei der nützlicheren Bemühung, allen möglichen wissenschaftlichen oder künstlerischen Unternehmungen die freundliche Theilnahme des Königs und durch sie wiederum reale Unterstützung und Förderung von seiten des Staates zu verschaffen. Wieviele Berufungen tüchtiger Männer hat er betrieben, wie häufig den Weggang anderer verhindert, wie unzähligen Besserung ihrer Lage, Erleichterung ihrer Arbeiten vermittelt! Wie einst in Paris der Consul aller Deutschen auf eigene Faust, so war er nun in Berlin und Potsdam gewissermaßen der freiwillige Kabinetsminister für sämmtliche Bildungsangelegenheiten. Unendlich kräftiger und systematischer würde er freilich in wahrhaft amtlicher Stellung haben wirken können. Denn so ward er leider vielfach in kleinen Krieg mit den zuständigen Behörden verwickelt, die, wie weit er sie auch übersah, doch oft um der hergebrachten Ordnung willen die unregelmäßige Intervention seiner Fürsprache zurückweisen mußten. Wenn dann all seine

„Erniedrigungen", all seine bestgemeinten Ränke umsonst gewesen waren, so sprang er nach alter Weise mildherzig im verborgenen dem darbenden Talente bei; selber in pecuniärer Bedrängniß, aus der er zuletzt niemals völlig herauskam, kannte er doch bei fremder Noth keine Sparsamkeit. Und wer hätte nicht gerade ihn am liebsten angerufen? Seit Goethe's Tode rückt er allmählich in den Mittelpunkt des nationalen Ruhmes, seit dem Erscheinen des „Kosmos" behauptet er unbestritten diesen Platz. Allein weit mehr als das: in einem Zeitalter, das der großen Fürsten, Feldherren und Staatsmänner entbehrte, das nicht mit Unrecht die technischen Wirkungen der Naturforschung als seine wichtigsten, weltumwälzenden Erlebnisse feierte, ward der Name Humboldt unvermeidlich der berühmteste auf Erden; er ward zum Symbol der vielgetheilten, und doch nach ideeller Vereinigung verlangenden Culturarbeit des Jahrhunderts. In überschwänglicher Huldigung rief ihn die öffentliche Meinung der Gebildeten aller Länder zum „gekrönten Monarchen der Wissenschaft" aus, und mit königlichem Anstand wußte sich der geduldige Greis in die mühselige Würde zu schicken. Mit ewig gleicher Leutseligkeit behandelte er Hoch und Gering, Gelehrt und Ungelehrt. Der Umfang, die Pünktlichkeit und der höfliche, selbst schmeichlerische Ton seiner Correspondenz suchen ihresgleichen. Auch durch sie hat er übrigens Rath, Anregung, Schutz und Beistand nach allen Seiten ausgestreut; in jeder Zone, soweit die Stimme der europäischen Civilisation einen menschlichen Wiederhall findet, ward er dadurch der Patron der Reisenden. Daheim aber bot ihm der Briefwechsel Ersatz für den geselligen Verkehr, aus dem er sich fast gänzlich zurückgezogen, seit er sich eingeübt hatte, Tag und Nacht — denn sein Schlaf schwand endlich auf das geringste Maß — zwischen Hofdienst und gelehrter Arbeit zu theilen. Eben

deshalb spiegeln diese Tausende von schiefgekritzelten Billets so getreu die enorme Vielseitigkeit seines Wesens: sein ungeheures Gedächtniß, wie seine grenzenlose Wißbegier, seine Vertrautheit mit allerlei Sprachen, wie seine Theilnahme an der mannichfachsten Litteratur, vor allem die außerordentliche Lebendigkeit, womit er im höchsten Uralter die größten Begebenheiten, wie die kleinsten Vorgänge des Tages mit seiner Phantasie ergriff, mit seinem Urtheil stempelte. Und wenn dies Urtheil überwiegend die Form der Verneinung, die Farbe ironischer Stimmung an sich trug, so muß man sich billigermaßen erinnern, wie wenig dieser Greis, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, im großen Weltlauf erfüllt sah, „von dem vielen, wonach er seit früher Jugend mit immer gleicher Wärme gestrebt". Er glaubte sich „in einem Theile des Niederganges der weltgeschichtlichen Curve" zu befinden; von der bevorstehenden Abschaffung der Sklaverei und der Leibeigenschaft im Westen und Osten, von der Wiedergeburt Deutschlands, dem Untergange des weltlichen Papstthums und so mancher anderen Wandlung, die seinen Idealen entsprach, durfte er kein Vorgefühl hinabnehmen; nur noch als schwacher Abendhauch drang ihm der frischere Luftzug der „neuen Aera" Preußens in die entschlummernde Seele. Auch um seine Person war nicht alles, wie es sein sollte; in wehrloser Güte verbriefte der einsame Alte, dem die Freunde nah und fern vorausstarben, seinem Kammerdiener zum Lohn für langjährige treue Pflege freiwillig seine eigene Schuldknechtschaft und setzte sich selbst zum eigenthumslosen Arbeiter in seinem Haushalt herab. Aber über alles half ihm immer wieder auch innerlich die unermüdliche Thätigkeit hinweg, die theoretische seiner Weltbeschreibung und die praktische der Gunst und Anfeuerung, die er fremder Production zu-

wandte. Bis in seine letzten Tage hat niemand, der eine Audienz bei H. erbat und erhielt, den unerreichten Meister des Gesprächs ohne neue Begeisterung verlassen; was ihn selber unerschöpflich belebte, strömte auf seine Umgebung über; seine gebeugte Gestalt war von dem kräftigen Odem einer unvergeßlichen Vorzeit geheimnißvoll umwittert. Seine Gesundheit erhielt sich wunderbar, nur 16 Tage lang hatte er das Bett gehütet, als er inmitten seines neunzigsten Jahres sanft entschlief. Das Grab ward ihm in Tegel an Wilhelms Seite bestellt. Nation und Zeitalter sahen ihn mit dem Gefühle scheiden, daß eine nicht mehr unentbehrliche, aber für immer unersetzliche, in keiner Zukunft ähnlich wiederkehrende Geisteserscheinung vorüber sei.

Alexander v. Humboldt; eine wissenschaftliche Biographie im Verein mit R. Avé-Lallemant, J. V. Carus ꝛc. bearbeitet und herausgegeben von Karl Bruhns, in 3 Bänden; Leipzig 1872. Band I. u. II. enthalten die Lebensbeschreibung, Band III. die Darstellung der Leistungen Humboldt's nach verschiedenen Seiten der Wissenschaft (wozu noch verglichen werden mag W. C. Wittwer, Alexander von Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken 1861). — Bibliographische Uebersicht der Werke, Schriften und zerstreuten Abhandlungen Humboldt's bei Bruhns, II. S. 485 ff.; Verzeichniß der vor 1872 veröffentlichten Briefe und Briefwechsel ebenda, S. 549 ff. Dazu neuerdings: Briefe zwischen Alexander v. Humboldt und Gauß, herausgegeben von Karl Bruhns, Leipzig 1877, und Briefe Alexander v. Humboldt's an seinen Bruder Wilhelm, herausgegeben von der Familie v. Humboldt, Stuttgart 1880 (beide Serien übrigens zum größten Theil

nebst unzähligen anderen ungedruckten Briefen und Papieren in der großen Biographie bereits benutzt). Neues Material bei Alex. Daguet, Les barons de Forell, Lausanne 1876 und bei Paul Hassel, Geschichte der preuß. Politik 1807 bis 1815, I. Theil. Leipzig 1881.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

DD 192 .A1 D68 C.1
Die Forsters und die Humboldts
Stanford University Libraries
3 6105 039 140 988

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004